



Sezession

Autorenporträt
Golo Mann

Karlheinz Weißmann
Neuer Realismus

Götz Kubitschek
Romantischer Dünger

Olaf Haselhorst
Deutsch-dänischer Krieg

Michael Rieger
Literatur 1944

59

April 2014
11 EURO
ISSN 1611-5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang
Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka,
Götz Kubitschek (verantwortlich)
und Erik Lehnert.

12. Jahrgang, Heft 59,
April 2014

Sezession erscheint im Februar,
April, Juni, August, Oktober und
Dezember. Der Preis für das
Einzelheft beträgt 11 € zzgl. Ver-
sandkosten. Wer *Sezession* für
mehr als lesenswert hält, kann ein
Förderabonnement (75 €/sechs
Hefte) zeichnen. Das normale Jah-
resabonnement (sechs Hefte)
kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge
Leser in Ausbildung), jeweils inkl.
Versand. Auslandsabonnenten be-
zahlen zusätzlich 10 € Porto im Jahr.
Wird das Abonnement nicht bis zum
30. November gekündigt, verlän-
gert es sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel
im Heft vorbehalten. Für Anzeigen-
kunden gilt die Preisliste Nr. 11
vom Oktober 2012.

Manuskripte sind stets willkom-
men und sollten als Kurzbeitrag
9000 und als Grundlagen-
beitrag 15 500 Zeichen (inkl. Leer-
zeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 41

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

Editorial

- 1 **Wir Hirnhunde**
Götz Kubitschek

Bild und Text

- 2 **Laboe – noch nicht für jeden Badeunfall**
Norbert Borrmann

Grundlagen

- 4 **Autorenporträt Golo Mann**
Erik Lehnert
- 8 **Freier Markt und politische Macht**
Martin Lichtmesz
- 12 **Polizeiliche Kriminalstatistik (I)**
Werner Sohn
- 16 **Ambivalenzen männlicher
Homosexualität**
Siegfried Gerlich
- 20 **Was ist faul im Staate Brasilien?**
Dominik Schwarzenberger
- 24 **Rußland und die »westlichen Werte«**
Thomas Bargatzky
- 26 **Der Deutsch-Dänische Krieg 1864**
Olaf Haselhorst
- 28 **1914: das alte Europa in Farbe**
Benjamin Jahn Zschocke

Bildteil

Debatte

- 30 **Neuer Realismus**
Karlheinz Weißmann
- 33 **Der romantische Dünger**
Götz Kubitschek

Bücher

- 36 **Der explosive Bücherschrank**
Heino Bosselmann
- 38 **Vor dem Bücherschrank III –
Geschichtsdenker 1944**
Michael Rieger
- 42 **Vor dem Bücherschrank IV – 60 Jahre Pixi**
Ellen Kositzka
- 46 **Rezensionen**
- 54 **Vermischtes**

Wir Hirnhunde

von Götz Kubitschek

In wenigen Wochen wird im Verlag Antaios ein Roman mit dem Titel *Hirnhunde* erscheinen. Dieses seltsame Wort stammt aus dem Gedicht »Untergrundbahn«, das Gottfried Benn 1913 verfaßte. Es wird dort im Singular verwendet und beschreibt den überreflexiven Typus, der den banalen Zugriff scheut.

Der Autor des Romans nun, in dessen Zentrum der Reporter einer konservativen Wochenzeitung steht, nennt sich Raoul Thalheim, ist in Wirklichkeit aber ein ziemlich bekannter Schriftsteller. Er will aus nachvollziehbaren, hinlänglich bekannten, zugleich bezeichnenden Gründen seinen wirklichen Namen nicht auf dem Einband eines Buches stehen sehen, das bei Antaios erscheint. (Ich muß nicht immer wieder darauf hinweisen, daß derlei Vorgänge mehr über das geistige Klima in unserem Land aussagen, als jene frommen Wünsche, die sich im Grundgesetz ausformuliert finden.)

Vor ein paar Tagen gab »Thalheim« die Druckfreigabe für seinen Roman. Wir trafen uns in einem kleinen Weinlokal in Naumburg und besprachen dabei auch die Höhe der Startauflage. Sie könnte sich steigern lassen, wenn ich seine wahre Identität bekanntgeben dürfte, sagte ich: Nicht jetzt, aber am Ende jenes Rätselratens vielleicht, das im Internet längst eingesetzt habe. Thalheim sagte, er wisse, daß ich diesen Vorschlag nicht ernst meinte und daß ich ihn damit nur ein bißchen provozieren wollte. Immer so halb und halb, sagte ich. Es müßte doch endlich einmal jemand den Beweis führen, daß es deutlich schlimmere Handlungen gebe, als die, einen Roman bei Antaios oder einen Artikel in der *Sezession* zu veröffentlichen. Mir seien die Kriterien klar: entweder so populär und materiell interessant wie Sarrazin oder als Wahldeutscher, als »Stimme von außen« per se unangreifbar.

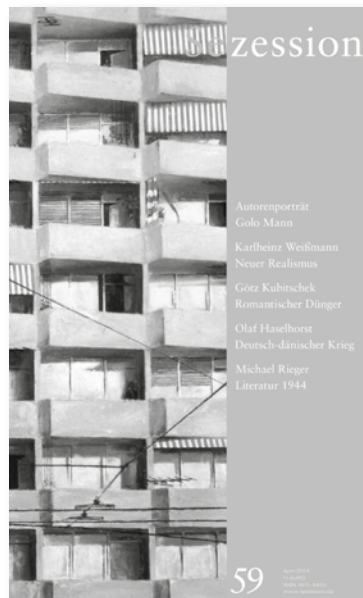
Ich spielte wohl auf diesen Katzenkrimi-Türken an, diesen sexuell frustrierten Akif Pirinçci? Er, Thalheim, habe auf der Zugfahrt nach Naumburg in dessen Erbrochenem gestochert, die Schüssel, also: das Buch aber bereits kurz hinter Erfurt aus dem Fenster geworfen.

In einem ICE könne man kein Fenster öffnen, sagte ich. Thalheim, der ein klein wenig cholerisch ist, zog das Buch aus der Tasche. Das stimme allerdings, aber er hätte es gern aus dem Fenster geworfen, und weil er sich diese spontane Geste gut habe vorstellen können, sei es doch schon halb geschehen gewesen. Er sei nun einmal Geschichtenerzähler, und das Buch eines türkischstämmigen Schriftstellers, der für Deutschland streite, aber mit seinem ekelhaften Vokabular und seinem ständig ins Altersgeile abrutschenden Egotrip bewiese, daß er unser (Thalheim sagte »unser«) Deutschland gar nicht kenne, gehöre nun einmal nicht ins Bücherregal. Hier sei es – Thalheim zog den Pirinçci aus seiner Aktentasche –, wohin nun damit?

Ich griff nach dem Buch. Dies sei doch ein Phänomen, sagte ich. Der Verleger habe mir erzählt, man sei sich mit *Bild am Sonntag* einig über den Abdruck einiger Passagen. Ich ginge deshalb jede Wette ein, daß es nach Sarrazin auch Pirinçci auf Platz eins der Bestseller-Listen schaffte – eine Position, die sonst nur von Klammak-Titeln, Körper-Beratern

oder Kochbüchern eingenommen würde. Wann je in den letzten drei Jahren sei ein vergleichbar linkes Sachbuch unter den Top zehn gelistet gewesen? Sei es nicht vielleicht doch so, daß dies die immer wieder beschriebene metapolitische Artillerievorbereitung für den parteipolitischen Infanterieangriff sei?

Thalheim nickte. Vielleicht, sagte er, hätte ich recht, auch er mache bei jedem zweiten Gespräch in seinem weiß Gott eher linken Bekanntenkreis eine verhalten konservative Grundstimmung aus, sähe sich sogar manchmal einem geplatzten Kragen gegenüber. Er bleibe jedoch bei seiner Einschätzung: Das, was ein Pirinçci verbreite, habe mit dem, was wir unter Deutschland verstünden, herzlich wenig zu tun, und glücklicherweise seien wir schon rein strukturell gar nicht anfällig für derlei Tiraden, und aus demselben Grund nicht angriffsfähig. Warum? Thalheim lachte: Weil wir überreflexiv seien, Hirnhunde eben. ■



Laboe – noch nicht für jeden Badeunfall

von Norbert Borrmann

Weithin sichtbar prägt die über der Ostsee aufragende Silhouette des Marine-Ehrenmals das Gesicht der Kieler Außenförde. Sein in einer expressionistischen, aber klaren Formensprache gehaltener, fünfundachtzig Meter hoher Turm bietet dabei Anlaß zu vielerlei Interpretationen. Ist er dem Steven eines Wikingerschiffes nachempfunden, den Umrissen eines U-Boot-Turmes, dem aufpeitschenden Meer oder einem gewaltigen Segel? Der Architekt Gustav August Munzer wollte nach eigener Aussage ein Bauwerk schaffen, das mit der See und der Erde gleichermaßen verbunden ist und gen Himmel steigt »wie eine Flamme, den Helden zum Andenken und den Glauben kräftigend an eine bessere Zukunft Deutschlands«.

Die Idee für die Errichtung eines Marine-Ehrenmals ging von dem ehemaligen Obermaat Wilhelm Lammertz aus. 1925 schlug er dem Deutschen Marinebund vor, eine Gedenkstätte für die 34 836 auf See gebliebenen Marinesoldaten zu errichten. Ein Jahr später wurde der Bau beschlossen. Als Standort kam naturgemäß nur die unmittelbare Nähe zur Küste in Frage. Die Gemeinde Laboe bot kostenlos ein Gelände an, auf dem ein Panzerturm gestanden hatte, der nach dem Versailler Vertrag hatte abgebaut werden müssen. Der Standort an der äußeren Kieler Förde bot neben seiner Küstennähe noch andere Vorteile, so etwa eine gute Verkehrsanbindung für die Besucher und die Möglichkeit, der internationalen Schifffahrt zu demonstrieren, wie Deutschland die Gefallenen der Kaiserlichen Marine ehrte; denn alle Schiffe zum oder vom Kaiser-Wilhelm-Kanal (heute Nord-Ostsee-Kanal) passieren das Ehrenmal, ebenso die den Kieler Hafen ein- und auslaufenden Schiffe.

Nach einem eingeschränkten Architekturwettbewerb wurde am 8. August 1927 von Admiral Reinhard Scheer der Grundstein zum Marine-Ehrenmal gelegt. Aber erst im Juni 1929 konnten die Bauarbeiten beginnen, die mit Unterbrechungen bis 1936 dauerten; denn die Kosten für die Errichtung des Ehrenmals von etwa 800.000 Reichsmark wurden überwiegend durch Spenden aus der Bevölkerung und von den Marinevereinen geleistet. Auf einer Gesamtfläche von 5,7 Hektar, was einer Größe von nahezu acht Fußballfeldern entspricht, gehören zu der Anlage neben dem markanten, als Wahrzeichen ausgebildeten Turm eine unterirdische »Weihehalle« (heute Gedenkhalle), die »Historische Halle« mit

zahlreichen Schiffsmodellen und anderen marine- und schiffahrtsgeschichtlichen Exponaten sowie eine 7000 Quadratmeter große, mit Wesersandstein belegte Fläche. Die Bauten sind weitgehend mit dem für Norddeutschland typischen Klinkerstein errichtet oder verblendet. Teile des Turmes (besonders zur Seeseite) wurden allerdings mit Natursteinen ummantelt.

Am 30. Mai 1936, dem Tag vor dem 20. Jahrestag der Skagerrakschlacht, die als größte Seeschlacht der Geschichte gilt und bei der sich die zahlenmäßig kleinere deutsche Flotte gegenüber der britischen behaupten konnte, wurde das Ehrenmal in Gegenwart von Adolf Hitler und Vizeadmiral Adolf von Trotha eingeweiht. Hitler, der dem Expressionismus ablehnend gegenüberstand und für Monumentalbauten eine klassizistische oder romanische Formensprache als verbindlich ansah, war von der Architektur des Marine-Ehrenmals nicht begeistert. In seinen von Henry Picker im Führerhauptquartier aufgezeichneten Tischgesprächen bezeichnete er es im Juli 1942 »mit seinem verkehrt herum gestellten Schiffsbug« als ein »Kitschprodukt sondergleichen«.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde das nahezu unzerstörte Ehrenmal von der britischen Besatzungsmacht beschlagnahmt. Der Deutsche Marinebund wurde aufgelöst.

Als 1946 der Alliierte Kontrollrat den Beschluß faßte, alle nationalsozialistischen Museen und Denkmäler in Deutschland zu zerstören, drohte auch das Marine-Ehrenmal gesprengt zu werden. Doch glücklicherweise nahm man davon Abstand, da das Ehrenmal nicht den Krieg verherrliche, sondern ein »persönlicher Tribut« für die »im Dienst des Landes gefallenen Angehörigen der Marine« sei. 1954 gaben die Briten dem im Jahre 1952 neugegründeten Deutschen Marinebund das Ehrenmal zurück.

Obleich das Äußere des Marine-Ehrenmals seit seiner Einweihung 1936 unverändert geblieben ist, hat es von seiner Sinnggebung – was sich auch in seiner inneren Gestaltung widerspiegelt – einen klaren Bedeutungswandel erfahren. Das zeigt sich nicht zuletzt in den verschiedenen Widmungen, die das Ehrenmal bekommen hat. 1936 hieß es:

*Für deutsche Seemannswehr'
Für Deutschlands schwimmende Wehr
Für beider Wiederkehr*



Bei der Wiedereröffnung 1954 wurde die Widmung auch auf den Kriegsgegner ausgedehnt:

Dem Gedenken aller toten deutschen Seefahrer beider Weltkriege und unserer toten Gegner

Die 1996 vollzogene Umwidmung »verwässerte« das Gedenken noch weiter:

Gedenkstätte für die auf See Gebliebenen aller Nationen

Mahnmal für eine friedliche Seefahrt auf freien Meeren

Der sich in den unterschiedlichen Widmungen ausdrückende Zeitgeist tat sich auch in vielerlei Umbenennungen, Umgestaltungen und einem Objektaustausch kund: Die unterirdische »Weihehalle« wurde in »Gedenk- und Mahnhalle« umbenannt. Die 16 Flaggen der Kaiserlichen und der Reichsmarine, die dort hingen, wurden gegen 19 Nationalwimpel beliebiger, seefahrt-treibender Staaten ausgetauscht. In der »Historischen Halle« »ertrinken« seit ihrer letzten Umgestaltung 2010 die Wände, Tafeln und die Bilder in einer Textflut, die nicht zuletzt die »negativen Seiten« der Kriegsmarine hervorhebt.

Wie andere deutsche Kriegermale wird auch Laboe regelmäßig geschändet und mit Farbe beschmiert. 1986 veröffentlichte der Studienrat Hannes Hansen ein Buch mit dem Titel *Vorschlag, das Marine-Ehrenmal Laboe von dem amerikanischen Künstler Christo einpacken zu lassen*. Darin verhöhnt er das Ehrenmal als einen »Phallus«, dem ein Präservativ übergezogen werden müsse. Jan Philipp Reemtsma nannte Laboe einen »nazistischen Phallus«.

Der vollkommene Mangel an Pietät gegenüber den eigenen Gefallenen ist mittlerweile derart kennzeichnend für die bundesdeutsche Gesellschaft geworden, daß sich auch der Deutsche Marinebund dem nicht mehr entziehen mochte. Nach wie vor Eigentümer des Ehrenmals, steht der Marinebund nicht nur hinter der zeitgeistkonformen Umwidmung der Anlage, sondern stößt sich offensichtlich nicht daran, unmittelbar über der unterirdischen Gedenkhalle – aus finanziellen Erwägungen heraus – Freilichtspektakel zu veranstalten, wie z.B. die Aufführung der Verdi-Oper *Nabucco* – ein Sieg der kommerziellen bundesdeutschen Event-»Kultur« über das Totengedenken. ■

Dieser Artikel ist dem 4. Band des *Staatspolitischen Handbuchs* entnommen: *Deutsche Orte* erscheint unter der Herausgeberschaft Erik Lehnerts und Karlheinz Weißmanns im Verlag Antaios und kostet 15 €.

Autorenporträt Golo Mann

von Erik Lehnert

Für Golo Manns Stellung innerhalb der bundesrepublikanischen Intellektuellen ist eine Begebenheit bezeichnend, die sich 1960 zutrug, aber erst 1989 öffentlich wurde. Mann hatte sich Ende der fünfziger Jahre bereits durch einige historische Bücher hervorgetan, so daß es Bemühungen gab, ihn als Historiker an eine Universität zu berufen. Hintertrieben wurde das nicht nur von konservativer Seite, die ihm Nationalmasochismus vorwarf, sondern auch von Leuten, von denen man das zunächst nicht erwartet hatte, weil es sich bei den Betreffenden, wie bei Mann auch, um Remigranten handelte. Im konkreten Fall verhinderten die in Frankfurt lehrenden Theodor W. Adorno und Max Horkheimer am Beginn der sechziger Jahre mehrfach eine Berufung, die vom zuständigen Ministerium bereits positiv beschieden worden war. Als Mann die beiden deshalb 1989 öffentlich als »Lumpen« bezeichnete, hatte er die ganze Schülerschaft der Frankfurter Schule gegen sich und sah sich genötigt, seine Vorwürfe in einer »Späten Antwort« in der *FAZ* zu präzisieren.

Tilman Lahme hat für seine Mann-Biographie die Hintergründe und Dokumente recherchiert, ohne jedes Detail klären zu können – vieles hat sich offenbar nicht in den Akten niedergeschlagen, sondern wurde mündlich gestreut. Im Kern ging es um zwei Vorwürfe, die Adorno und Horkheimer gegen Mann in Stellung brachten: seine Homosexualität, die damals öffentlich nicht bekannt war, und seinen angeblichen Antisemitismus. Aus den vorhandenen Unterlagen geht hervor, daß beide eifrig Material gegen ihn sammelten und seine Rede »Über Antisemitismus« (1960) dankbar in Munition gegen Mann verwandelten, indem man sich vom Europadirektor des American Jewish Committee bestätigen ließ, daß Mann in seinem Vortrag antisemitische Stereotype verwendet habe. Das genügte schließlich, so daß Mann auch vom Ministerium fallengelassen wurde.

Manns Rede über den Antisemitismus mußte Adorno und Horkheimer mißfallen, weil er in ihr weder einer besonderen antisemitischen Veranlagung der Deutschen das Wort redete, noch den Antisemitismus als eine geschichtlich unvergleichliche Einstellung charakterisierte. Mann ging es im Gegenteil darum, die historischen Umstände deutlich zu machen, aus denen heraus der Antisemitismus rational zu erklären sei. Was an Unerklärlichem bleibe, sei die menschliche Niedertracht allgemein, die in der Freiheit des Menschen begründet liege, das Gute wählen zu können, aber eben oft dem Bösen den Vorzug zu geben. Mann ließ durchblicken, daß daran keine Aufklärung, keine Revolution und auch kein anderes Programm etwas würden ändern können.

Daß Adorno und Horkheimer solchen Aufwand betrieben, um Manns Berufung zu verhindern, hatte mehrere Gründe. Der wichtigste dürfte gewesen sein, daß sie keinen Professor neben sich dulden wollten, der als Remigrant dieselbe moralische Unangreifbarkeit gehabt hätte wie sie selbst. Das wäre unproblematisch gewesen, wenn Mann auch Marxist

»Man sollte auch eingestehen, daß der in der Weimarer Zeit gängige Ausdruck »jüdisch-zersetzend« nicht völlig ohne Boden war. Ja, es gab jüdische Literaten, die ihren alten Glauben längst verloren hatten, die den christlichen nicht im Ernst bekannten, die wohl auch zu intelligent waren, um die marxistische Pseudo-Religion auf Dauer bekennen zu können, kurzum, die eigentlich im positiven Sinne des Wortes an gar nichts glauben und die nichts anderes bieten konnten als Kritik, als Witz, als Hohn.«

(1961)

gewesen wäre und mit ihnen auf derselben Seite gestanden hätte. Das Gegenteil war der Fall, und das war seit den Jahren der Emigration bekannt, denn alle drei kannten sich aus dem kalifornischen Exil. Daher war ihnen die Abneigung bekannt, die Mann insbesondere gegen Adorno hegte, ohne sie bis dahin öffentlich gemacht zu haben. Diese Abneigung war nicht nur persönlicher Natur, sondern rührte eben auch aus der antimarxistischen, konservativen Grundhaltung, die Mann bereits in den dreißiger Jahren vom Rest der Emigration isolierte.

Jedoch: Auch Mann konnte auf marxistische Jugendjahre zurückblicken, er war im nachhinein allerdings nicht besonders stolz auf diese Phase. In seinem Buch *Erinnerungen und Gedanken*, in dem er die Jahre bis zum Exil autobiographisch schildert, geht er auf diese Verirrung ausführlich ein. Mann war damals ein typischer Jungintellektueller aus gutem Haus, der von den Arbeitern die Revolution erwartete und sich wunderte, daß sie ausblieb. Um in Kontakt mit dieser Klasse zu kommen, arbeitete er während seines Studiums 1928 kurzzeitig als Bergarbeiter und veröffentlichte darüber in einer Berliner Tageszeitung »Studien eines Dichtersohns«.

Damit stand, wie sollte es anders sein, sein erster publizistischer Versuch unter dem Schatten des Vaters, und es war für Golo Mann, der am 27. März 1909 in München geboren wurde, wie für die meisten seiner Geschwister ein Lebensproblem, sich aus diesem Schatten zu lösen. Die Familie Thomas Mann gilt nicht umsonst bis heute als das Paradebeispiel der Großbürgerfamilie, in der Schreibtalent zur Erbmasse gehört und sich ein tragisches Schicksal an das andere reiht. Wie die meisten seiner Geschwister, ausgenommen vielleicht Elisabeth, die als Jüngste die besondere Zuneigung des Vaters genoß, war auch Golo zeitlebens psychisch labil. Die Ursache sah er im übermächtigen Vater und der lieblosen Mutter (die er bis zu ihrem Tod betraute). Im Gegensatz zu seinen Brüdern Klaus und Michael, die im Selbstmord endeten, stellte er seine Existenz nie in Frage. Allerdings hatte er mit schweren Depressionen zu kämpfen und war zeitlebens tablettenabhängig.

Insofern war es für Golo Mann wichtig, auf soliden Beinen zu stehen, und nicht wie seine beiden älteren Geschwister Klaus und Erika eine reine Schriftstellerlaufbahn einzuschlagen. Wichtig auf diesem Weg hin zur Selbständigkeit waren zwei Lehrer. Zunächst Kurt Hahn, der die Internatsschule auf Schloß Salem leitete, die Mann, nach schulischen Problemen, von 1923 bis zum Abitur 1927 besuchte. Hahn beeindruckte Mann durch seinen pädagogischen Eros, seine Ernsthaftigkeit und vor allem verdankte er ihm im Vergleich zum Elternhaus glückliche Jugendjahre, in denen sein politisches Denken erwachte und sich erproben konnte. Die Wahl des Studienfachs fiel zunächst auf Jura, später wechselte Mann auf Geschichte und Philosophie. Hier war es der Philosoph Karl Jaspers, der Mann prägte. Beim ihm schloß er in Heidelberg sein Studium mit einer Dissertation über Hegel ab und wollte anschließend das Staatsexamen für das Höhere Lehramt (Geschichte und Latein) ablegen. Die politischen Ereignisse ließen das nicht mehr zu. Mann folgte seinen Eltern und Geschwistern 1933 ins Exil, obwohl er dazu wohl zunächst nicht gezwungen gewesen wäre. 1936 wurde er schließlich als Sohn Thomas Manns ausgebürgert. Mit dem Dokortitel hatte sich Mann, auch wenn das Examen nur mittelmäßig ausfiel, den



Manns Grab auf dem Friedhof in Kilchberg bei Zürich, auf dem auch Thomas und Katia Mann beigesetzt sind. Golo hatte darauf bestanden, nicht im Familiengrab beigesetzt zu werden (woran sich gehalten wurde), und für seine Beerdigung die Teilnahme von Blutsverwandten untersagt (woran sich nicht gehalten wurde).

Respekt seines Vaters erworben (der selber keine abgeschlossene Ausbildung hatte); im Exil zog dieser seinen Sohn des öfteren als politischen Berater heran.

Auch wenn sich Mann während seiner Heidelberger Jahre bis zum Schluß sozialistisch engagierte, dürfte in der Existenzphilosophie von Jaspers der Grund für sein pessimistisches Menschenbild zu suchen sein. Vor dieser Grundierung wandte sich Mann dann im Exil, das ihn nach Frankreich, in die Schweiz, nach Prag und schließlich in die Vereinigten Staaten führte, gegen die Welterlösungsideologien unterschiedlicher Färbung. Bei Jaspers konnte Mann lernen, daß der Mensch immer scheitert und daß gerade in diesem Scheitern seine Größe gewinnen könne. Aus seinen Artikeln der dreißiger Jahre, die in den Exilpublikationen *Die Sammlung* sowie *Maß und Wert*, aber auch in Schweizer Zeitungen erschienen, geht sein weltanschaulicher Wandel deutlich hervor. Hier wandte er sich von sozialistischem Pazifismus und internationaler Solidarität ab und eignete sich einen Realismus an, der ihn immer wieder zum Buhmann machen sollte, etwa, als er nach 1945 von den Deutschen eine realistische Einschätzung über die Zukunft der annektierten Ostgebiete forderte.

Die Entwicklung zum Konservativen wird aber auch in der Hinwendung zu dem Thema seines ersten Buches deutlich, an dem er, mit Unterbrechungen, sechs Jahre arbeitete: *Friedrich von Gentz*. Dieser Staatsmann, der als Berater Metternichs eine ganze Epoche prägte, schien das zu repräsentieren, was Mann suchte: eine Möglichkeit, die Positionen »konservativ« und »national« zu entkoppeln, was ihn zwangsläufig zum alteuropäischen Konservatismus führen mußte.

Der *Gentz* war 1942 abgeschlossen, konnte aber erst nach Kriegsende erscheinen. Bis dahin lehrte Mann an einem amerikanischen College Geschichte und wurde 1943 zur US Army einberufen, die ihn vor allem in der Rundfunkpropaganda auf dem europäischen Kriegsschauplatz einsetzte. Erschüttert über die Zerstörungen, die er bei seinem ersten Deutschlandbesuch nach Kriegsende sah, verließ er die Army, angewidert von dem »Siegergesinde«. Allerdings war damit keine neue Liebe zu den Deutschen verbunden, denen er sein Leben lang mißtrauisch gegenüberstand – und dennoch galt sein ganzes Werk dem Nachweis, daß es in der deutschen Geschichte keine Zwangsläufigkeiten gegeben habe und sich die Deutschen auch in ihren schlechten Jahren nicht grundsätzlich von anderen Völkern unterschieden hätten.

Mann kehrte zunächst in die Vereinigten Staaten zurück und arbeitete dort wieder als Geschichtslehrer, bevor er 1953 in die Schweiz zog. Mit seinem historischen Erstling, dem *Gentz*, im Rücken bemühte sich Mann um einen Lehrauftrag oder eine Professur an einer deutschen Hochschule. Allerdings stieß er zunächst auf Ablehnung. Beim *Gentz* wurden die fehlenden Fußnoten bemängelt, außerdem hatte Mann in Philosophie promoviert und verfügte über keine akademischen Netzwerke. Daß er schließlich 1960 an der TH Stuttgart Professor wurde, blieb Episode. Mann ließ sich – nach einem psychischen Zusammenbruch – bereits 1963 wieder beurlauben und legte die Professur schließlich ganz nieder. Auf das Professorengehalt war er auch nie angewiesen. Als Sohn Thomas Manns profitierte er von den Tantiemen aus dessen Werk, die überaus üppig waren, und konnte auch bald von seiner Arbeit als Publizist und Historiker gut leben.

Durch Vorträge und Essays hatte er sich nach und nach einen Ruf als eigenständiger Kopf und großer Stilist erworben, so daß bald auch Buchprojekte an ihn herangetragen wurden. Zu den erfolgreichsten gehört die *Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*, mit der die gewerkschaftlich geprägte Büchergilde Mann beauftragte. Geplant war das Buch als Fortsetzung von Ricarda Huchs dreibändiger *Deutschen Geschichte*, setzte sich aber als eigenständiges Werk sofort nach Erscheinen durch. Die Verkaufszahlen übertrafen alle Erwartungen; bis heute ist es lieferbar, obwohl die Forschung seitdem nicht stehengeblieben ist. Das Geheimnis des Bandes liegt im erzählerischen Zugriff auf die Geschichte, der nicht bei Strukturen und der Analyse von Hintergründen verharret, sondern Geschichte als eine große Abfolge von Ereignissen und handelnden Personen begreift. Mann gelang es, den Fluß der Geschichte immer wieder zu stoppen, um dem Leser pointiert zu zeigen, welche Konsequenzen sich aus einer Epoche ergaben. Hinzu kommt, daß Mann neben der klassischen Diplomatiegeschichte die kulturgeschichtlichen Aspekte integrierte, so daß

»Gradunterschiede nicht zu beachten ist Kennzeichen des Sophisten, des Moralisten und des Anarchisten. In unserer endlichen Welt handelt es sich immer um die Verbindung von Endlichkeiten, nämlich den Grad und das Kompromiß.«

(1935)

»Die Geschichtsschreiber tun Hitler viel zu viel Ehre an, die uns glauben machen wollen, es habe Deutschland seit hundert Jahren nichts anderes getrieben, als sich auf das unvermeidliche Ende, den Nationalsozialismus, vorzubereiten.«

(1966)

ein Gesamtbild entsteht. In den Wertungen ist Mann oft sehr persönlich, was den Leser an den Text bindet.

Ein ganz anders geartetes Projekt war die *Propyläen Weltgeschichte*, deren Herausgeberschaft Mann 1957 übernahm. Er stellte auch hier das erzählende Moment in den Vordergrund und versammelte in jedem Band zahlreiche Gelehrte, ohne dabei den Anspruch des Gesamtwerks aus den Augen zu verlieren. Als 1960 die ersten Bände erschienen, waren auch sie so erfolgreich, daß sie bald in verschiedenen Sonderausgaben breit gestreut werden konnten.

Die sechziger Jahre hielten allerdings nicht nur schöne Ereignisse für Mann bereit. Seine Forderung, die Oder-Neiße-Grenze anzuerkennen, führte zu Auseinandersetzungen mit den Vertriebenenverbänden, die anlässlich der Verleihung des Schillerpreises in Mannheim öffentlich gegen ihn demonstrierten. Manns Ablehnung des Eichmann-Buches von Hannah Arendt, der er Bagatellisierung, Zynismus und Verächtlichmachung des Widerstandes gegen Hitler vorwarf, führte zum Bruch mit Karl Jaspers, der seine Lieblingsschülerin gegen Mann verteidigte. Nachdem Mann lange die SPD unterstützt hatte, weil sie mit der Neuen Ostpolitik auf ihn zu hören schien, warnte er vor dem Einfluß der 68er-Bewegung und machte sich dadurch zur Zielscheibe der entsprechenden Proteste, die unter anderem bei der Verleihung des Büchner-Preises lautstark vorgetragen wurden.

Politisch galt Mann dennoch als Anhänger der SPD. Um so verwunderter war die Öffentlichkeit, als Mann seit den siebziger Jahren zunehmend auch parteipolitisch ins konservative Lager wechselte. Der SPD konnte Mann nicht mehr trauen, weil sie seiner Meinung nach dem Einfluß von Kommunisten erlegen war und sich in der Neuen Ostpolitik von den Sowjets über den Tische ziehen ließ. Mann sah hier Romantik und keine Realpolitik am Werk. Hinzu kam noch, daß er mit der damals wiederkehrenden nationalen Frage bei den Linken nichts anfangen konnte. Sein Ablösungsprozeß ging so weit, daß er im Bundestagswahlkampf 1980 offen Partei für Franz Josef Strauß ergriff. Das brachte Mann den Vorwurf politischer Naivität ein.

Die Geringschätzung der geistigen Fähigkeiten Manns, die aus diesem Urteil spricht, gibt es auch heute noch. In der materialreichen Biographie von Tilmann Lahme werden ebendiese Vermutungen wiederholt. Wenn sich Mann für die Linke einsetzte, habe er es aus Überzeugung getan, wenn er sich konservativ äußerte, sei das entweder nicht durchdacht gewesen, oder er habe sich vor einen Karren spannen lassen, ohne es zu merken. Dabei wird übersehen, daß der gesellschaftliche Wandel, der mit dem Siegeszug der 68er einherging, einen Denker wie Mann notwendig in die Opposition treiben mußte. Denn als Lehrer und Verfasser von Geschichtsbüchern war ihm die Bildungsfrage ein zentrales Anliegen. Daß er sich gegen die Gleichmacherei der Linken aussprach, ist daher nicht verwunderlich.

Sein wichtigstes Buch war schließlich ein selbstgewähltes Thema, das ihn bereits seit seiner Jugend interessiert hatte: *Wallenstein*. Seine Staatsexamensarbeit hatte er zum Forschungsstand zu Wallenstein verfaßt, und ab der zweiten Hälfte der sechziger Jahre begann er mit der Arbeit an einer Biographie, die 1971 erschien und bis heute als Standardwerk gilt und aufgelegt wird. Auf mehr als tausend Seiten erzählt Mann das Leben des Heerführers aus dem Dreißigjährigen Krieg. Gleichzeitig ist sein Buch eine historische Forscherleistung, was Mann diesmal durch einen umfangreichen Anmerkungsapparat belegte. Er verstand sein Buch als einen Gegenentwurf zur Strukturgeschichte, er stellte die Persönlichkeit in den Mittelpunkt der historischen Erzählung. Mann sah bei der Geschichtswissenschaft keine Theoriebedürftigkeit und fühlte sich durch den Erfolg seiner Bücher, die ihn zum meistgelesenen Historiker der Bundesrepublik machten, in seiner Auffassung bestätigt.

Seine *Erinnerungen und Gedanken*, die 1986 als letztes monographisches Buch von Mann erschienen, sind auch eine Reflexion über seine linken Wurzeln und den Prozeß der Abnabelung von diesen Überzeugungen. Mann erkrankte 1992 an Krebs und starb am 7. April 1994 in Leverkusen, betreut von seiner Familie, die er sich durch Adoption seines ehemaligen Lebensgefährten, der geheiratet und eine Familie gegründet hatte, schaffen konnte. ■

»Was die dunkle Vergangenheit des Dritten Reiches betrifft, so liegt die meinem Gefühl nach inzwischen weit zurück. Ich glaube, daß man da des Guten genug getan hat, vielleicht gar schon zu viel.«

(1989)

Bibliographie:

Friedrich von Gentz. Geschichte eines europäischen Staatsmannes, Zürich 1947;

Vom Geist Amerikas. Eine Einführung in amerikanisches Denken und Handeln im 20. Jahrhundert, Stuttgart 1954;

Geschichte und Geschichten, Frankfurt a.M. 1961;

Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, 2 Bde, Frankfurt am Main 1958;

Wallenstein. Sein Leben erzählt von ..., Frankfurt a.M. 1971;

Erinnerungen und Gedanken. Eine Jugend in Deutschland, Frankfurt a.M. 1986;

Wir alle sind, was wir gelesen. Aufsätze und Reden zur Literatur, Frankfurt a.M. 1989;

Erinnerungen und Gedanken. Lehrjahre in Frankreich, Hrsg. von Hans-Martin Gauger und Wolfgang Mertz, Frankfurt a.M. 1999;

Briefe 1932–1992, Hrsg. von Tilmann Lahme, Göttingen 2006.

Literatur:

Jeroen Koch: *Golo Mann und die deutsche Geschichte. Eine intellektuelle Biographie*, Paderborn 1998;

Urs Bitterli: *Golo Mann – Instanz und Außen-seiter. Eine Biographie*, Berlin 2004;

Tilmann Lahme: *Golo Mann. Biographie*, Frankfurt a.M. 2009.

Freier Markt und politische Macht

von Martin Lichtmesz

Ende Februar 2014 machte Götz Kubitschek bekannt, daß der Internet-händler Amazon ohne nähere Angabe von Gründen zwölf Bücher seines Verlages Antaios aus dem Sortiment gestrichen habe, darunter auch einige unpolitische belletristische Titel. Wiederholte Nachfragen wurden mit Floskeln, ja sogar mit offensichtlichen Einschüchterungen beantwortet: So fiel etwa die Aussage, man verlasse sich in Fragen von Streichungen unter anderem auf die Wertung der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien. Dort äußerte man auf Nachfrage jedoch, daß man noch nie eine Publikation aus dem Hause Antaios unter die Lupe genommen habe. Bereits im Dezember 2011 wurden 400 Titel des rechtsgerichteten Tübinger Verlagszwillings Grabert-Hohenrain gesperrt. Antaios war offenbar das nächste Opfer einer schon oft beschriebenen Salamitaktik von links, und es mag kein Zufall sein, daß der Sperrung in beiden Fällen mediale Boykottaufrufe vorausgingen. Am 14. Januar erschien auf der unter anderem von der *Zeit* und dem DFB gesponserten Antifa-Seite »Netz gegen Nazis« ein im linksextremen Jargon verfaßter Artikel, der die Präsenz »rechtsextremer« Waren und Kundenrezensionen auf Amazon anprangerte. Besonders hervorgehoben wurden darin der Verlag Antaios sowie der amerikanische Anbieter Counter-Currents. Zeitgleich gab die tonangebende linke Lobby Southern Poverty Law Center bekannt, sie werde auf Amazon Druck ausüben, um Counter-Currents und andere Verlage auszuschließen – bisher jedoch ohne Konsequenzen.

Hier liegt offenbar eine direkte politische Einflußnahme vor, die zu einem Zeitpunkt erfolgt, an dem gleich zwei Bestseller aus prominenter Feder erschienen sind, die die Hegemonie der »politischen Korrektheit« attackieren. Das große Flaggschiff ist Thilo Sarrazins *Der neue Tugendterror*, eine Polemik über die »Grenzen der Meinungsfreiheit in Deutschland«, gefolgt von Akif Pirinçcis Generalabrechnung *Deutschland von Sinnen*. Über das Empfehlungssystem von Amazon wurden im Kielwasser dieser Titel mehrere Bücher von Antaios ins Blickfeld der Käufer gespült, was sich in einem merklichen Anstieg der Bestellungen niederschlug. Diese Welle wurde nun gestoppt, während Antaios im Handumdrehen in eine bedrohliche Lage geraten ist: Da der Verlag praktisch einem Rezensionsembargo unterliegt, sind seine Werbemöglichkeiten stark eingeschränkt. Während Amazon hier bislang einen Ausweg bot, zeigte sich nun die Kehrseite seiner inzwischen quasi-monopolistischen Stellung. Eine willkürliche Entscheidung genügt, um einem beliebig ausgewählten Teilnehmer den Zugang zum Markt zu verwehren oder, um es genauer zu sagen, ihm die Chance zu nehmen, mit seiner Stimme Gehör zu finden.

Kritische Artikel über das Vorgehen von Amazon erschienen immerhin in den Leitmedien *FAZ* und *Süddeutsche Zeitung*. Zur Hilfe eilten auch weitere, ihrerseits bedrängte Medien aus dem »politisch unkorrekten« Spektrum wie die Wochenzeitung *Junge Freiheit* und das libertäre

Magazin *eigentümlich frei*. Dessen Herausgeber, André F. Lichtschlag, widerfuhr allerdings ein seltsamer gedanklicher Aussetzer. Lichtschlag ist mitverantwortlich für die Herausgabe des Pirincci-Bandes im Manuscriptum-Verlag, in dessen Geleitwort Thomas Hoof bemerkt: »Vielleicht ist es das letzte Buch seiner Art, denn das meinungspolitische Zwangskorsett wird täglich enger.« In der Tat ist es gut möglich, daß Lichtschlags oder Hoofs Verlage als nächste unters Salamimesser kommen. Dennoch konnte Lichtschlag nicht umhin, gemäß seiner libertären Prinzipien in mehreren Kommentaren die Unantastbarkeit der Vertragsfreiheit zu betonen, als handle es sich hier um die Hauptsache: Ein privates Unternehmen dürfe doch »die Zusammenarbeit aufkündigen, wem immer es mag. Und da, wo Amazon genau dies in Deutschland nicht mehr darf und in der Wahl seiner Partner also nicht mehr frei ist (durch Antidiskriminierungsgesetze), ist dies der größere Skandal.« Hier ahnt man bereits ein typisches Dilemma der libertären Denkungsart, das Lichtschlag mit einem Seitenhieb auf Kosten von Antaios zu lösen versuchte: »Wenn sich nämlich jetzt die Macher und Autoren des Antaios-Verlages über ihren Rauswurf beim kapitalistischen Riesen Amazon beschwerten, dann sind es mithin auch jene feisten aristokratischen Geister, die ganz wie ihre linken proletarischen Brüder seit Jahren gegen Markt, Liberalismus und Kapitalismus wettern. So sind ausgerechnet einige der Antaios-Titel, die es nun traf, von genau diesem antikapitalistischen Furor beseelt. Die vom Ausschluß durch den Kapitalisten Betroffenen bejammern nun, wie gut und gezielt ihre Bücher einst aus reinem Marktkalkül und Eigeninteresse beim amerikanischen Megaseller beworben und verkauft wurden.« Was für ein verblüffender Mix aus Denkfehlern und Mißverständnissen in so wenigen Zeilen! Immerhin ein Anlaß für ein paar grundsätzliche Bemerkungen:

Angesichts der Tatsache, daß Amazon auch mit linken, sozialistischen und antikapitalistischen, ja sogar Amazon-kritischen Büchern Geschäfte macht, ohne daß diese die geringsten Probleme bekämen, muß die Ironie doch wohl woanders zu suchen sein. Zur Erinnerung: Dieser »private« Unternehmer, von dem hier die Rede ist, ist der Multimilliardär Jeff Bezos, der über ein gewaltiges internationales Handelsimperium gebietet und zu den reichsten Männern der Welt zählt. Bezos war zuvor für eine Mobilfunkgesellschaft sowie im Banken- und Hedgefondsgeschäft tätig. Er ist einer der ganz großen »Global Player«, an der Seite von Facebook, Ebay, Microsoft, Paypal oder Google. Lichtschlag spricht nun in einem Tonfall von Amazon, als handle es sich dabei um jenen christlichen Zuckerbäcker aus Colorado, der sich Anfang dieses Jahres weigerte, einem schwulen Paar eine Hochzeitstorte zu backen, und der daraufhin die Knute der Antidiskriminierungsgesetze zu spüren bekam. Befangen im Dogma der Gottgleichheit des »privaten Unternehmers« ist Lichtschlag sogar imstande, auch noch für die gegen seine Zeitschrift laufende Kampagne auf Wikipedia rechtfertigende Worte zu finden: »Solange Diskriminierung und Verleumdung von privaten Unternehmen und Einrichtungen wie Google, Wikipedia und Amazon ausgehen, soll und muß dies ihr gutes Recht bleiben.« Logisch ist es ja: Wenn jeder alles dürfen soll, dann »darf« mich also auch jedermann »verleumden« und »diskriminieren« – und umgekehrt. Dumm, wenn ich weniger Rechtsanwälte als Google bezahlen und mich nicht wehren kann. Damit ist allerdings auch jegliche ethische Richtlinie über Bord geworfen. Und wo liegt nun de facto der Unterschied zu den »Verleumdungen«, die vom Staat, diesem *bête noire* der Libertären, ausgehen? Was macht es für einen Unterschied, wenn »Zensur und Zwang« nun von »privatwirtschaftlicher Seite« angewendet werden, wie ein Autor der *Blauen Narzisse* schrieb? Mächtige Privatunternehmer und mächtige Staatsapparate – das eine geht heute fließend in das andere über. Die Deals, die hinter den Kulissen ablaufen, kann niemand durchblicken, geschweige denn kontrollieren. Wo hört Facebook auf und wo beginnt NSA? Kann man Apple wirklich mehr vertrauen als der CIA? Staaten sind von Lobbys und Banken besetzt, während Großkonzerne Staaten im Staat bilden und als autonome politische Akteure agieren. »Regierungen regieren nicht die Welt. Goldman Sachs regiert die Welt« – so sprach es ein Wall-Street-Makler in einer Sendung der BBC.

Lichtschlags Gestus ähnelt hier den eher mittelständischen Tea-Party-Demonstranten, die mit Ayn-Rand-Sprüchen auf ihren Plakaten gegen den vermeintlichen »Sozialismus«, gar »Kommunismus« der Obama-

»Nahezu zeitgleich erreichen mich erstens die Information eines kleinen rechts-intellektuellen Verlages, daß Amazon klammheimlich und ohne jede Begründung sämtliche aktuellen Bücher desselben aus dem Angebot genommen hat – keine Sorge, die Werke Lenins, Stalins und die Bekennnisse der RAF-Veteranen kann man dort weiterhin beziehen (und immerhin, das ist gut so!) –, so wie zweitens der Brief eines aus der diskursiv sich permanent besinnenden deutschen Öffentlichkeit seit längerem exkommunizierten Professors, der sich darüber beschwert, daß in offiziellen und halbamtlichen (i. e. Medien-) Darstellungen der Reichskristallnacht im vergangenen Jahr entgegen der von ihm sauber dokumentierten Quellen, ja diese oft in ihr Gegenteil verkehrend, der Eindruck erweckt wurde, »die« Deutschen hätten weiland der Judenverfolgung freudig »johlend« ihre Zustimmung nicht versagt, aber keine hiesige Gazette sei bereit gewesen, seine Version abdruckend. Und nochmals zeitgleich erfahre ich nahezu unisono aus sämtlichen Medien, das neue Sarrazin-Buch sei ein (weiterer) Schmarr'n eines PR-geilen Querulanten, denn in der Bundesrepublik walte natürlich Meinungsfreiheit, was allein daran zu erkennen sei, daß einer wie Sarrazin publizieren und Talkshows besuchen dürfe.«

Michael Klonovsky: »Acta Diurna«, 25. Februar 2014.

»Man wird am Ende durch derlei politische Säuberungen einiges Porzellan zerbrechen können. Die Reputation hinzugewonnen haben. Und dabei wird der Verkaufsriese nicht stehenbleiben können. Die Krakeeler werden immer wieder neue Opfer einfordern.

Deshalb ist es nur eine Frage der Zeit, bis Amazons Ruf als jener Buchhändler, der alle Bücher liefert, auch in breiteren Kundenkreisen verlorengegangen ist. Die Geister, auf die man einmal hörte, werden niemals Ruhe geben. Deren unzweifelhaft böse Absicht ist das eine. Aber Ökonomen wissen, daß die Ergebnisse politisch motivierter Marktgriffe am Ende oft in die umgekehrte Richtung zeigen. Der Fluch der bösen Tat ist nicht zuletzt eine philosophische, womöglich auch religiöse Erkenntnis.«

Andre F. Lichtschlag in:
eigentümlich frei 141.

»Amazons Machtexekution demonstriert, wie aus wirtschaftlichem auch politischer Einfluß erwächst.

Machtverhältnisse lediglich anhand von Wählerstimmen, journalistischen Kampagnen oder nationalen Gesetzgebungsprozessen zu beurteilen, ist längst ein Zeichen der Harmlosigkeit- und analytischen Unzurechnungsfähigkeit. Marxisten waren sich dessen stets bewußt! Zuletzt haben die pleitebedrohten Großbanken ihre Systemrelevanz geltend gemacht und der Politik milliardenschwere Hilfspakete abgepreßt.

Man muß sich im klaren darüber sein, daß Firmen und Systeme wie Ebay, Facebook, Wikipedia, Google, Yahoo nicht nur das Einkaufen und Kommunizieren leicht und bequem machen, sie sind durch gezielte Steuerung von Angeboten und Informationen in der Lage, unser Verhalten und Denken so zu beeinflussen, daß sie verwertbar und profitabel werden. Sie gehören einer globalen Bewußtseinsindustrie amerikanischen Provenienz an und versuchen, das menschliche Bewußtsein in ihrem Sinne zu konditionieren.«

Doris Neujahr
(d.i. Thorsten Hinz) in:
Junge Freiheit 11/14.

Regierung ins Feld ziehen. Von der Presse der »liberals« – ein Ausdruck, der in den USA vorrangig die Linksliberalen bezeichnet – als Reaktionäre, Kryptorassisten und üble Sturmtruppen der »One Percent« der Superreichen diffamiert, sind die Tea-Party-Anhänger in Wahrheit nicht mehr als eher hilflose Vertreter einer Schicht, die wirtschaftlich wie kulturell zunehmend enteignet wird. Ihr »libertärer« Anstrich ist lediglich Hülle eines Konservatismus, der sich nach jenem »alten«, »weißen« und christlichen Amerika sehnt, das sich in einem rapiden Auflösungsprozeß befindet. Die wahren Pendants zu den selbstherrlich-ruchlosen Gestalten der Romane Rands sitzen heute ganz woanders, und sie scheren sich wenig um das Los der Welt, die sie keineswegs auf ihren Schultern zu tragen gedenken. Das libertäre Schema vom heroischen Privatunternehmer, der im Antagonismus zu einem seine Freiheit beschneidenden Staat steht, ist denkbar ungeeignet, um die politisch-wirtschaftlichen Machtstrukturen der heutigen Welt zu beschreiben. Die Vorstellung, daß ein völlig freier, »anarchokapitalistischer« Markt eine ethische Selbstregulierung der Gesellschaft automatisch mit sich bringe, ist nicht minder absurd als die radikalegalitären Axiome der Linken. Es handelt sich hier um einen quasi-religiösen, utopistischen Glauben, der, theologisch gesprochen, nicht anders als der linke Rousseauismus die Erbsünde leugnet. Der absolut »freie« und »entfesselte« Markt der Libertären ist genauso eine Unmöglichkeit wie der absolut »freie« und »emanzipierte« Mensch der Linken. Die Geschichte endet innerhalb derlei Utopien in einem System, das Armin Mohler als das »maföse« bezeichnet. Der Staat würde dann theoretisch auf eine Rolle als Nachtwächter reduziert, der den Leib und Besitz von Mafiabanden zu schützen, sich sonst aber gefälligst rauszuhalten hat – wenn er nicht schon längst selbst Teil der Gangsterbande ist, wie es in den USA bereits der Fall zu sein scheint. Vor allem aber ist eine radikal »anarchokapitalistische« Haltung nicht vereinbar mit dem Ruf nach Schutz der Meinungsfreiheit. Denn wer außer dem Staat soll diesen gewährleisten? Das nackte Eigeninteresse und das Credo des »Greed is good« können kein prinzipielles, allenfalls ein taktisches Verhältnis zur Meinungsfreiheit haben. Allein seinem Laissez-faire überlassen, keine Götter mehr über sich, wird das Kapital unweigerlich wuchern wie eine Krebszelle. Es tendiert ganz von selbst über die private Bereicherung des Einzelnen hinaus, nach öffentlicher, politischer, medialer und kultureller Machtvergrößerung, Kontrolle, Vernetzung und Marktbeherrschung. »Meinungen« sind kein neutrales Gelände wie Konsumwaren, sondern ein Instrument der Macht und der Kontrolle – soviel sollte seit Edward Bernays und Walter Lippmann bekannt sein.

Tatsache ist jedenfalls, daß das im Westen herrschende politische System, man mag es Globalismus oder »Neue Weltordnung« nennen –, weder Kapitalismus noch Liberalismus noch Sozialismus im klassischen Sinne ist. Vereinfacht könnte man sagen, daß wirtschaftlich der Kapitalismus und kulturell der Marxismus gesiegt haben. Die gängigen Minderheitenkulte etwa – zum Beispiel um Schwule oder Einwanderer – sind im Kern nichts anderes als Derivate oder auch Häresien marxistischen Denkens. Dieses Zusammenspiel hat eine lange historische Genese. Der Schriftsteller Ulrich Schacht, ein dezidierter Feind des Sozialismus, brachte es in einem Interview auf den Punkt. Schon Marx und Engels hatten erkannt, daß der Kapitalismus als Planierfraße wirkt, um überkommene Dinge wie Nation, Religion, Familie und so weiter abzuräumen und damit den Weg in den historisch notwendigen Fortschritt zu bahnen. Der »Kapitalist« von heute sage: »Konsumenten aller Länder vereinigt euch! Die Erde muß planiert werden in ein gigantisches Kaufhaus. Der Mensch muß reduziert werden auf die Persönlichkeitsstruktur einer permanenten Produktions- und Konsumptionsmonade.«

Der marxistische Autor Paddy Chayefsky stellte diesen Gedanken bereits 1976 in dem satirischen Filmklassiker *Network* dar. Ein Fernsehmoderator, der wegen sinkender Einschaltquoten gefeuert werden soll, schnappt über und wird zum wilden Prediger, der die Nation zur »populistischen« Revolte aufstacheln. Die Fernsehmacher schlagen daraus Profit, indem sie den Protest zu einer quotenträchtigen Show ausbauen – womit dieser auch hinreichend neutralisiert wäre. Als der frischgebackene Prophet öffentlich macht, daß sich die Saudis in die amerikanischen Medien einkaufen wollen, liest ihm ein gottgleicher TV-Mogul die Leviten: »Sie sind ein alter Mann, der in Kategorien wie ›Völker‹ und ›Nationen‹ denkt.

Es gibt keine Nationen. Es gibt keine Völker. Es gibt nur ein einziges holistisches System aller Systeme, eine einzige, immense, vernetzte, interagierende, multivariante, multinationale Herrschaft von Dollars. Öl-Dollars, Elektro-Dollars, Multi-Dollars, Reichsmark, Rubel, Pfunde und Schekel. Das ist das internationale System des Geldkreislaufs, das die Totalität des Lebens auf diesem Planeten beherrscht. Sie jammern auf Ihrem kleinen Bildschirm über den Zustand Amerikas und der Demokratie. Es gibt kein Amerika. Es gibt keine Demokratie. Es gibt nur IBM und ITT und AT&T und DuPont, Dow, Union Carbide und Exxon. Das sind heute die Natio-



nen der Welt.« Am Ende aber warte eine vollkommene Welt auf unsere Kinder, »ohne Krieg, Unterdrückung und Brutalität«, ein einziges »ökonomisches Beteiligungsunternehmen, in dem alle Menschen für ein gemeinsames Gut arbeiten, und jeder ein Aktienteilhaber ist. Alle Bedürfnisse werden erfüllt sein, alle Ängste besänftigt, alle Langweile vertrieben.« Also eine rein ökonomische, eudaimonistische Utopie, die der des Kommunismus sehr nahekommt.

Daraus resultiert der Treppenwitz, daß heute keineswegs die »Proletariat« die Hauptfront der Linken stellen. Vielmehr sind es die bessergestellten bürgerlichen Schichten, die Wohlhabenden bis hinauf zu den »One Percent«, die heute »links«, also »kulturmarxistisch« sind, oder sich zumindest so geben. Die sogenannten »privaten« Großunternehmer sind heute wie die meisten westlichen Staaten aktive Förderer des Kulturmarxismus und der »Political Correctness«. Es ist ihr Geld, das in Pressekonzerne, Stiftungen und Denkfabriken fließt. Sie inszenieren sich als Weltbeglückter und Gesellschaftsliberalisierer. Und so kommt es, daß sowohl Jeff Bezos als auch Lloyd Blankfein als auch Mark Zuckerberg emsige Unterstützer der »Gay Marriage« sind. Und das ist nur ein Beispiel unter vielen. Beinahe naiv wirken da Lichtschlags Sätze: »Ja, es ist ungerecht, wenn linke Spinner es einfacher haben. Aber die Geschichte ist keine Einbahnstraße, und der Markt, wo er noch frei ist, bietet immer Lösungen.« Einen ähnlich optimistischen Tonfall schlägt Lichtschlag in der Aprilausgabe von *eigentlich frei* (Nr. 141) an. Darin verurteilt er das Vorgehen des »Mega-Händlers« als »unsägliche Zensur«. Gleichzeitig gibt er der Hoffnung Ausdruck, daß Amazon eines Tages erkennen werde, daß es sich auf Dauer nur selber schade: »Wer auch immer im seltsam intransparenten Unternehmen entschied, hat offenbar die Marktverhältnisse falsch eingeschätzt, wenn er ein paar linken Radaubrüdern in deren Forderung nach Zensur nachgegeben hat.« Auch dies kann man nur als frommes Wunschdenken einstufen. Die Begünstigung der »linken Spinner« ist kein Zufall, sondern hat System; sie sind auch weitaus mehr als bloße »Radaubrüder«. Ohne sich um ihr Business sorgen zu müssen, werden es sich Amazon & Co, allesamt wesentliche Agenten der »Bewußtseinsindustrie« (Thorsten Hinz), in Zukunft eher noch mehr als weniger leisten können, kleine Verlage und dissidente Stimmen abzusägen. Allzu viele sind ja ohnehin nicht mehr übrig. Auch der Mythos vom »freien Markt« ist ein »Gott, der keiner ist«. ■

Literaturhinweise:

- Edward Bernays: *Propaganda*, Freiburg i. Br. 2007 (Original 1928);
- Brad Stone: *Der Allesverkäufer: Jeff Bezos und das Imperium von Amazon*, Frankfurt a. M. 2013;
- Murray N. Rothbard: *Die Ethik der Freiheit*, Sankt Augustin 1999;
- Ayn Rand: *Der Streik*, München 2012 (Original: *Atlas Shrugged*, 1957);
- Ludwig von Mises: *Die Gemeinwirtschaft. Untersuchungen über den Sozialismus*, 1922;
- Manfred Kleine-Hartlage: *Die liberale Gesellschaft und ihr Ende*, Schnellroda 2013;
- Thomas Wagner: »Kampf dem Todesstern«, in: *Junge Welt* vom 13. März 2014;
- Lorenz Jäger: »Souverän Amazon«, in: *FAZ* vom 27. Februar 2014;
- Marc Felix Serrao: »Verbotene Bücher«, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 27. Februar 2014;
- Network* (USA 1976), Drehbuch: Paddy Chayefsky, Regie: Sidney Lumet;
- Ulrich Schacht, Interview: »Warum Kapitalismus?« Video auf: www.alpenparlament.tv (26. Juni 2013).

Deutungen und Fehldeutungen der polizeilichen Kriminalstatistik

von Werner Sohn

»Ausländer raus ...« – Für einen kurzen Augenblick muß sich in dem dichtbesetzten Seminarraum eisiges Schweigen ausgebreitet haben. Manche glaubten ihren Ohren nicht trauen zu können. Andere (so richtig nie zu Überraschende) bemerkten zu sich selbst oder zu ihrem Nachbarn lakonisch, nun greife der »linke Realismus« also auf das wiedervereinigte Deutschland über. Man wisse ja bereits, daß dieser nicht nur antisemitische, sondern auch generell (meist versteckte) xenophobe Züge habe. Die Masseneinwanderung werde als Machwerk der Bourgeoisie gesehen, um den Preis der Ware Arbeitskraft zu drücken. Dagegen komme die Sozialistische Deutsche Arbeiterjugend mit ihren naiven Wandsprüchen wie »Ausländer sind meine Freunde!« nicht mehr an. Bevor nun echte Unruhe oder überflüssige politikwissenschaftliche Spekulationen entstehen konnten, löste der als Jurist in einem Fachbereich für Soziale Arbeit tätige Referent, an sich dadurch schon über alle Unterstellungen erhaben, die kognitive Dissonanz und fügte feixend hinzu: »... aus der Kriminalstatistik!«

So oder ähnlich mochte sich die kleine Szene, der wir leider nicht persönlich beiwohnen konnten, Mitte der neunziger Jahre in einem Seminar der Frankfurter Fachhochschule abgepielt haben. Der Ausruf findet sich am Ende des veröffentlichten Vortragstextes. Anfangs stimmt der engagierte Fachhochschullehrer seine Zuhörer mit der bedrohlichen Bemerkung ein, das Wort Ausländer sei bereits »eine vorurteilsschwangere Diskriminierung«! (Kiehl 1996, S. 20) Aber bis heute ist es im wesentlichen nicht gelungen, Ausländer aus der Polizeilichen Kriminalstatistik (PKS) zu entfernen. Immerhin hat in den letzten Jahren ein gewisser Rückgang in derselben für politisch motivierte Erleichterung gesorgt. Auch wird in den Jahrbüchern des Bundeskriminalamtes durch lange abgewogene Formulierungen festgelegt, daß die wiedergegebenen Zahlen an sich nicht brauchbar seien, insbesondere dann nicht, wenn man sie eventuell zu Vergleichen nutzen wollte.

Echttäterzählung

Nun ist zu bedenken, daß bis zum Jahre 1984 alle sogenannten Tatverdächtigenzahlen in der PKS, ob Ausländer oder nicht, überhöht waren und insofern Deutsche und Nichtdeutsche gleichermaßen »diskriminierten«. Nach alter Tradition wurde bis dahin für jeden nach einer angezeigten Straftat polizeilich ermittelten Täter ein Statistikstrich gesetzt. Wenn der im Berichtsjahr bereits »auffällig« gewordene Fritz sich durch eine polizeiliche Handlung in seinem strafbaren Tun und Lassen nicht stören ließ, tauchte er womöglich ein zweites, drittes, viertes Mal in einem PKS-Jahrgang auf. Während der gefaßte und »aus dem Verkehr gezogene« Serientäter im wesentlichen die Zahl der Straftaten vergrößerte, konnte der mehrfach oder intensiv kriminell Tätige die Zahl der Tatverdächtigen erhöhen. Mehrfach- oder Intensivtäter wie Mehmet und Co. waren nach der

alten Zählung durch jeweils vier oder fünf Gewaltdelikte im Prinzip in der Lage, die statistische Größe beispielsweise türkischer Straftäter in einer Großstadt in diesem Kriminalitätsfeld empfindlich anwachsen zu lassen. Die damit verbundene Ungleichbehandlung im Verhältnis zu Ethnien mit geringerer krimineller Energie wurde durch die 1984 wirksam werdende »Echttäterzählung« auf Bundesebene weitgehend beseitigt. Völlig »echt« war auch diese Zählung noch nicht, da das BKA bis 2009 keine Einzeldaten, sondern nur die kumulierten Zahlen der Landeskriminalämter verrechnen konnte. Gleichwohl sank die Zahl der registrierten Personen 1984 schlagartig etwa um ein Viertel.

Steigende Ausländerzahlen

Die Erleichterung über die kräftig reduzierten Täterzahlen währte nicht lange. Die »Straftaten-Epidemie« in der westlichen Welt, wie es in einem niederländischen Kriminologie-Lehrbuch metaphorisch heißt, grassierte weiter. In den Ländern der alten Bundesrepublik hatten die »Echttäterzahlen« schon wenige Jahre nach der Wiedervereinigung das damals vielfach als unerträglich empfundene Niveau von 1980 erreicht. In den achtziger Jahren und erst recht nach 1990 strömten Millionen Ausländer nach Deutschland. Die hohe Zahl ethnisch Deutscher und ihrer Angehörigen aus dem Osten (Spätaussiedler), von denen insbesondere die Jungen in den Strafanstalten durch verstärkte Präsenz imponierten, konnte das auf den ersten Blick ungünstig erscheinende Verhältnis zwischen deutschen und ausländischen Straftätern kaum beeinflussen. Vor allem Flüchtlinge aus dem vom Bürgerkrieg betroffenen Jugoslawien, darüber hinaus aber eine bislang nicht erreichte Zahl von Asylbewerbern aus aller Welt, die sich um eine Bleibe in Deutschland bemühten, vermehrten die Einträge in der PKS. »Asylbewerberkriminalität« wurde ein eigenes Schlagwort in der Debatte. Glücklicherweise – und hier war die PKS auch einmal von kritischer Seite zu loben – differenziert die Kriminalstatistik seit 1983 sehr sorgfältig zwischen Asylbewerbern, Angehörigen der Stationierungstreitkräfte, Touristen, Studenten und so weiter, so daß viele Straftaten nicht fälschlich der hier längst ansässigen ausländischen Wohnbevölkerung zugeordnet wurden.

Differenzierungen haben Vorteile, aber auch Nachteile, insbesondere wenn ein klares Erkenntnisinteresse fehlt, das – nach heutigem, gefestigtem Credo – in der Bekämpfung von Vorurteilen eine zentrale Aufgabe nicht nur des Politikers, sondern auch des Wissenschaftlers sieht. So verstimmte nicht allein die beträchtliche Zahl statistisch erfaßter Fälle schwerer Kriminalität bei Asylanten, sondern auch die einiger Nationalitäten und ethnischer Gruppen, bei letzteren freilich erkennbar nur die häufig bandenmäßig und massiv agierenden Kosovo-Albaner (heute offiziell als Nationalität, und zwar als »Kosovaren«, in der PKS enthalten). Zigeuner oder Sinti/Roma betraf dies nicht. Das darauf abzielende polizeiliche Erhebungsmerkmal »Landfahrer«, dem bereits in der Frühgeschichte der Bundesrepublik ein Bedürfnis nach Echttäterzählung zugrunde lag, wurde 1981 auf Veranlassung von Innenminister Baum (FDP) auf Bundesebene verboten. Eine Kriminalberichterstattung ist nach den Regeln des Deutschen Presserates schon lange nicht mehr zulässig. Seit 1971 darf die Hautfarbe amerikanischer Tatverdächtiger keine Erwähnung mehr in der (bundesdeutschen) Presse finden. Man fügt sich in den Redaktionsstuben dem Dienst der guten Sache. Falls nicht, muß der Journalist zumindest mit Rügen rechnen, die zu beruflichen Nachteilen führen. Besonders sensibel pflegt der Zentralrat deutscher Sinti und Roma zu reagieren, auf den mehr als die Hälfte aller Beschwerden beim Presserat zurückgehen. Möglicherweise hat die Richtlinie 12.1 des Pressekodex Vorurteile beim deutschen »Durchschnittsbürger« noch verstärkt, da man nicht selten dem Tatverdächtigen ganz ohne konkreten Hinweis (und dadurch hin und wieder fälschlich), allein durch die Tatumstände, einen Migrationshintergrund zuzuordnen pflegt.

Rechnen und Herausrechnen

Immer wieder Anlaß zur Besorgnis aufgrund von Fehldeutungen, die die Literatur zur Ausländerkriminalität beherrscht, bot eine Kennziffer der polizeilichen Kriminalstatistik: die Tatverdächtigenbelastungszahl (TVBZ), eingeführt (und möglich geworden) mit der Echttäterzählung vor 30 Jahren. Sie gibt die Anzahl der ermittelten Tatverdächtigen pro 100000 der Wohnbevölkerung (oder einer Altersgruppe der Wohnbevölkerung) wie-



Die Polizeiliche Kriminalstatistik (PKS) besteht seit 1953. Sie enthält in der BRD begangene Straftaten (soweit angezeigt) und tatverdächtige Personen. Seit 1971 erfolgt die Erfassung erst bei Abschluß der polizeilichen Ermittlungen (»Ausgangsstatistik«), zuvor gleich nach Bekanntwerden einer Straftat (»Eingangsstatistik«). Ausgeglichen wurden Staatsschutzdelikte (1959) und Straßenverkehrsdelikte (1963). Ausländer finden seit 1953 Erwähnung in der PKS, das Erhebungsmerkmal »Landfahrer« galt bis 1981. Seit 1986 werden einige Täter-Opfer-Merkmale erfaßt (beispielsweise bei Ausländern: Herkunft).

der und ermöglicht unter anderem, Regionen und Bundesländer miteinander zu vergleichen. Jeder Kriminalist weiß, daß diese Größe durch das Tatortprinzip einer Verzerrung unterliegt, die gerade bei der Betrachtung von Großstädten erheblich sein kann. So haben mehr als 40 Prozent derjenigen, die in Frankfurt am Main Straftaten begehen, ihren Wohnsitz im Um- oder Ausland. Ein Teil dieser Täter trägt zur TVBZ der Frankfurter Bevölkerung bei. Darüber könnte man hinweggehen. Doch wiegt die Sache bei der Ausländer-TVBZ noch schwerer. Touristen, Studenten, Durchreisende, Militärangehörige – ja, sogar Asylbewerber oder »Sonstige« (zumeist abgelehnte Asylbewerber, die am Ort zwar einen Wohnsitz haben, aber doch nicht der Wohnbevölkerung zugeordnet werden sollten) – belasten diese TVBZ im wahrsten Sinne des Wortes. Zwar kann man Personen mit (erstem) Wohnsitz im Ausland herausrechnen. Doch bliebe, insbesondere im Bereich jung und männlich, ein unschöner Rest.

Mit dem Herausrechnen, also einem urstatistischen Vorgang, ist dem Umgang mit Ausländern in der PKS eine wichtige Bahn eröffnet. Dies wurde schon frühzeitig von kritischen Soziologen erkannt, die ansonsten der Mathematik nicht über den Weg trauen. Sie bemerkten, daß es möglich sein sollte, aus der anfänglichen Laisser-faire-Not der Migration mit Hilfe des Rechenschiebers eine Tugend der Zuwanderung zu machen. Gegebenenfalls konnte durch Verunglimpfung der Skeptiker die Überzeugungskraft der Argumente verbessert werden. So polemisierte der Soziologe und Migrationsexperte Rainer Geißler, Universität Siegen, in der vielgelesenen Zeitschrift *Aus Politik und Zeitgeschichte* 1995, daß in Deutschland das »Gerücht von der hohen Ausländerkriminalität« umgehe, dessen »trübe Quelle« die »ausländerfeindlich verschmutzte polizeiliche Kriminalstatistik« sei.

Zum Herausrechnen bieten sich vorzugsweise alle Delikte gegen das Aufenthaltsgesetz an, gegen das hier lebende Deutsche nur selten verstoßen können. Sodann gilt es, nur solche Tatverdächtige zu berücksichtigen, die auch melderechtlich in Deutschland erfaßt sind. Transnationale Kriminalität sollte schließlich nichts mit Migration zu tun haben. Das Geflecht von legaler Einwanderung, Nachzug, Schleusung, grenzüberschreitendem Verkehr und ähnlichem gilt nicht als diskutabel. Außerdem muß man das weibliche Geschlecht weglassen – es wirkt sonst arg dämpfend auf die deutsche TVBZ – und sich auf die Altersgruppen männlicher Tatverdächtiger zwischen 14 bis (sagen wir mal) 25 beschränken. Dann könne man – zum Beispiel für Baden-Württemberg im Jahr 2002 – auf eine TVBZ-Relation Deutsche vs. Nichtdeutsche von 1 zu 1,7 kommen (Berechnungen des Instituts für Rechtstatsachenforschung der Universität Konstanz nach Wolfgang Heinz, in Dörmann 2004, S. 394). Das Bayerische Landeskriminalamt kommt nach einer Sonderauswertung der mit dieser Methode reduzierten TVBZ für 1999 auf eine Höherbelastung um das 1,9fache (14–21jährige) bzw. das 2,1fache (21–24jährige) der nicht weiter differenzierten männlichen Ausländer (zit. nach *Erster Periodischer Sicherheitsbericht* [PSB] 2001, S. 314). Das ist allemal schön, zumal das Herausrechnen von Österreichern, Schweizern, Dänen und anderen unauffälligen Nationalitäten, die Isolierung einzelner Nationalitäten, eine Differenzierung weiterer Altersgruppen oder ein fortgesetztes Eliminieren wahrscheinlichkeitsstatistisch herausgerechneter Tatgelegenheitsmerkmale, wie es eher sarkastisch von kriminologischen Skeptikern angemahnt wurde, das Bild noch trüben könnten.

Dem Herausrechnen mit den Mitteln der PKS sind naturgemäß Grenzen gesetzt. Das Bundeskriminalamt verzichtet daher darauf, TVBZ für die ausländische Wohnbevölkerung zu berechnen. In einer ausführlichen Erklärung wird begründet, warum solche TVBZ verzerrt und damit vorgenommene Vergleiche allgemein unzulässig seien. Die meisten der gängigen Anti-TVBZ-Argumente gelten zwar auch für Deutsche, sobald man sie im Binnenvergleich benutzt: Nord-Süd, Ost-West, Stadt-Land, arm-reich, katholisch-evangelisch; anscheinend fühlt sich dabei aber (noch) niemand diskriminiert. Jedenfalls gibt es bislang keine Experten (wie Geißler), die dies mit dem Gestus moralischer Empörung behaupten.

Anzeigeverhalten

Die Erhebung von Sozialvariablen, mit denen das Herausrechnen gerne fortgesetzt wird, ist schwierig. Zudem könnten sich unerwünschte Resultate ergeben, insbesondere wenn man (unabsichtlich) Nationalitätengruppen miteinander vergleiche. Irritierendes läßt sich gelegentlich durch Dun-

kelfeldstudien und Befragungen von Schülern im Alter von 15 Jahren und jünger vermeiden. Bekanntlich bestätigt sich hier, jedenfalls in Deutschland, eine schon ältere kriminologische Erkenntnis, daß das Anzeigeverhalten innerhalb und zwischen ethnischen Gruppen differiert. Für Zwischenfälle etwa, bei denen nach den Schülerbefragungen des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (KFN) der 15jährige Moritz den 15jährigen Max angreift, betrage die »Anzeigequote« (durch Max und Co.) 19,5 Prozent. Wenn jedoch Mehmet der Angreifer ist, sollen er und seine ethnisch zugehörigen Kumpane in 29,3 Prozent der Fälle (von Max und Co.) der Polizei zur Kenntnis gebracht werden (Sohn 2011, S. 59). Das ist zweifellos eine interessante Differenz, von der wir allerdings nicht wissen, ob sie auch nur ein Gran zur Höherbelastung etwa türkischer Jugendlicher beiträgt. Denn wir wissen nicht, ob der 15jährige Max den 15jährigen Mehmet wirklich angezeigt hat – dies kann die anonyme Befragung nicht kontrollieren –, ob die Polizei die Anzeige angenommen hat und ob der Angezeigte von der Polizei auch als Tatverdächtiger festgestellt worden ist.

Wie es sich in anderen Altersgruppen verhält, wissen wir schon gar nicht. Aber man muß auch nicht alles wissen. Die vom KFN selbst angeführte Berechnung, wonach in ihrem gesamten Befragungsgebiet die autochthone Täter-Opfer-Beziehung (deutscher Schüler vs. deutscher Schüler) überhaupt nur noch in 36,2 Prozent aller Fälle gegeben sei (Baier 2009, S. 45), stellt für den kritischen Intellektuellen bereits eine überflüssige Relativierung dar. Man könnte glauben, es käme heutzutage zumeist zu Konfrontationen zwischen deutschen und nichtdeutschen Schülern. Für Jugendliche allgemein behauptet das jedenfalls der Mitverfasser der beiden Sicherheitsberichte der Bundesregierung, der Trierer Sozialwissenschaftler Roland Eckert, in einer Stellungnahme für die Enquete-Kommission des rheinland-pfälzischen Landtags am 1. September 2009 (Eckert 2012, S. 155).

Auch das Ergebnis des schweizerischen Crime Survey, wonach im Falle von Gewalt und Drohungen »ausländische Tatverdächtige keineswegs häufiger angezeigt werden und daß auch Opfer ausländischer Herkunft sich nicht seltener an die Polizei wenden« (Killias u.a. 2011, S. 145), darf man getrost beiseite lassen. Denn mit dem Konstrukt »Anzeigeverhalten« läßt sich die kriminalstatistische Höherbelastung von Migranten im allgemeinen und Türken im besonderen blaupausenartig erklären. Es bedarf im Grunde nicht mehr des schwierigen und gefährvollen Herausrechnens durch Sozial- und Mängellagen. Wem das noch nicht genügt, der sei daran erinnert, daß nicht nur der Bürger am liebsten Ausländer anzeigt, sondern auch die Polizei vorzugsweise Ausländer unter Beobachtung nimmt.

Sehr anschaulich hat das der kritische französische Kriminalsoziologe Laurent Mucchielli auf dem Wege teilnehmender Beobachtung dem Publikum erläutert. Dem Innenminister Guéant, der im Fernsehen von einer zwei- bis dreimal höheren Kriminalitätsquote bei Ausländern sprach – es war wieder einmal Wahlkampf und Le Pen dem Amtsinhaber Sarkozy nach Umfragen dicht auf den Fersen –, hielt der ehemalige Direktor des »Centre de recherche sociologique sur le droit et les institutions pénales«, einer interdisziplinären Forschungseinrichtung des französischen Justizministeriums, eine Studie entgegen, die er am Gare du Nord und einigen anderen markanten Stellen in Paris durchgeführt habe, um das selektive Kontrollverhalten der Polizei zu entlarven. Die Polizeibeamten differenzierten immer nur nach männlich, jung, irgendwie flippig (»hip hop« oder »gothique«) und Hautfarbe. Erschreckend erschien ihm vor allem: »on contrôle davantage les Noirs et les Maghrébins«. Und was soll schon bei so einem Vorgehen herauskommen als jede Menge schwarzafrikanischer und maghrebinischer Drogenhändler und sonstiger Krimineller?

Vielleicht ist die deutsche Polizei ähnlich gestrickt wie die Flics vom Gare du Nord? Erfahrene Praktiker kommen meist auf ähnliche Problemlösungen. Vor Jahren hieß es dort in Fachkreisen, es sei einfach eine »Bank«, wenn man morgens um drei Uhr vier »Südländer« in einem langsam fahrenden Auto entdecke. Man war noch ohne Schutzweste unterwegs, und die Kontrolle lohnte sich. Heute droht der mahnende Zeigefinger des mißtrauischen Kriminalsoziologen (»ethnic profiling«). Auch sollte man ein solches Fahrzeug vielleicht besser unbehelligt durch Neukölln oder Duisburg rollen lassen. Überdies – vier Südländer sitzen einfach viel seltener in einem Auto. ■

Literaturhinweise:

Dirk Baier u. a.: *Jugendliche in Deutschland als Opfer und Täter von Gewalt. Erster Forschungsbericht zum gemeinsamen Forschungsprojekt des Bundesministeriums des Innern und des KFN*, Hannover 2009;

Uwe Dörmann: *Zahlen sprechen nicht für sich. Aufsätze zu Kriminalstatistik, Dunkelfeld und Sicherheitsgefühl aus drei Jahrzehnten*, München 2004;

Bundesministerium des Innern/Bundesministerium der Justiz (Hrsg.): *Erster Periodischer Sicherheitsbericht*, Berlin 2002;

Bundesministerium des Innern/Bundesministerium der Justiz (Hrsg.): *Zweiter Periodischer Sicherheitsbericht*, Berlin 2006;

Roland Eckert: *Die Dynamik der Radikalisierung. Über Konfliktregulierung, Demokratie und die Logik der Gewalt*, Weinheim/Basel 2012;

Walter H. Kiehl: »Sind jugendliche Ausländer krimineller, verdächtiger oder gesetzestreuher als Deutsche?«, in: *DVJJ-Journal* 1 (1996), S. 19–27;

Martin Killias u. a.: *Grundriss der Kriminologie. Eine europäische Perspektive*, Bern 2011;

Cornelia Mohr u. a.: »Da weiß ich immer schon, daß es ein Ausländer war«. Zur Wirkung der Richtlinie 12.1 des Pressekodex«, in: Rainer Geißler/Horst Pöttker (Hrsg.): *Massenmedien und Integration ethnischer Minderheiten in Deutschland*, Bielefeld 2009, S. 217–232;

Werner Sohn: »Kirstin Heisigs »falsche Botschaft«, in: *Die Polizei* 102 (2011), S. 59f;

P.A.J. Waddington et al.: »In proportion: race, and police stop and search«, in: *British Journal of Criminology* 44 (2004), S. 889–914.

Ambivalenzen männlicher Homosexualität

von Siegfried Gerlich

Die vordergründige Ausleuchtung vermeintlich oder wirklich homophober Manifestationen einer kaum mehr heteronormativen Leitkultur geht mit einer Ausblendung ihrer homophilen Latenzen einher. Wenn der gegenwärtig so inflationär verwendete Ausdruck »Homophobie« gleichwohl etwas Wahres trifft, dann die Furcht vor dem Weiblichen am Manne, wie es exemplarisch am »weibischen« Homosexuellen zum Vorschein kommt. Eine solche Phobie aber wäre richtiger »Heterophobie« zu nennen, denn geflohen wird allemal das »andere« Geschlecht. Diese Flucht vor der Weiblichkeit wiederum verbindet den heterosexuellen mit dem »aktiven« homosexuellen Mann, der eine ebenso notorische Verachtung für sein »passives« Gegenüber aufbringt, zumal dessen unwillkürliche Weiblichkeitsparodie ihrerseits Züge von Selbstverachtung zur Schau trägt.

Da die patriarchalische Zurückdrängung der mythischen Übermacht der Frau zu den Entstehungs- und Erhaltungsbedingungen aller Hochkulturen gehört, kann es weder überraschen, daß Männer- und Knabenliebe sittengeschichtlich allenthalben begegnen, noch daß die maskulinischen Formen männlicher Homosexualität durchweg eher toleriert wurden als die effeminierten. Was insbesondere das untergegangene Abendland betrifft, so brachten ihm dessen Herkunftskulturen diametral entgegengesetzte Stilisierungen und Normierungen homosexuellen Verhaltens ein: Hatte das antike Griechenland einen pädagogischen Eros ausgebildet, der freien Männern die sexuelle Initiation schöner Knaben auferlegte, um sie vor Verweiblichung zu schützen und zu tapferen Kriegerern zu erziehen, so ließ das antike Judentum einen perversen Eros hervorbrechen, welcher sich in den Sodomiten und Gomorrhanern verkörperte, zu deren Greueln die Schändung männlicher Engel zählte. Der in der griechischen Kultur im Dienste männlicher Zucht zu sich selbst findende »klassische« Homosexualitätstypus wurde in der römischen Zivilisation allmählich zurückgedrängt, um im Körperkult der Renaissance ästhetisch wiederaufzuleben und schließlich im Kriegerethos des Faschismus martialisch aufzumarschieren. Und der von der jüdischen Nationalreligion als Unzucht verworfene und seither mit sich selbst zerfallene »romantische« Typus entartete unter der christlichen Weltreligion vollends zum Laster, um in den Pathologien des Fin de siècle dekadent wiederaufzublühen und in der »queeren« Sexualpolitik unserer Tage endlich affirmativ aufzutrumphen.

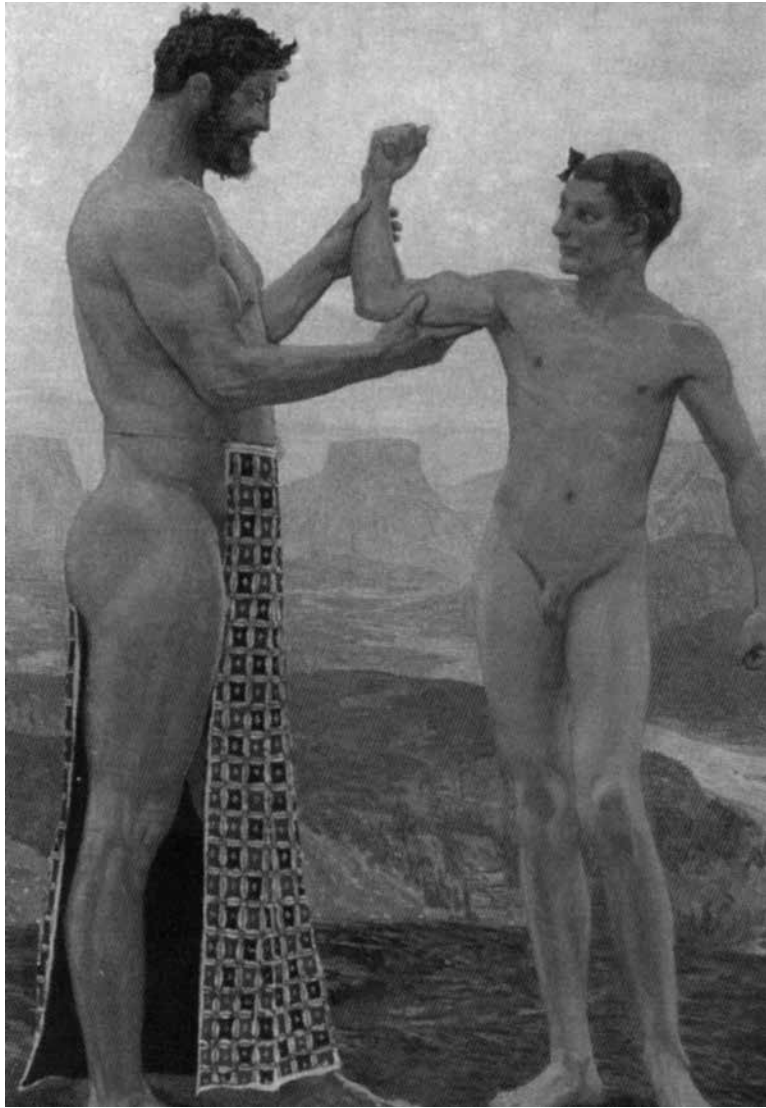
Gerade diese gegenstrebigen Tendenzen ihrer einerseits griechisch-römischen, andererseits jüdisch-christlichen Ursprünge aber verliehen der abendländischen Kultur in ihren hohen Zeiten die synthetische Kraft, die verfemte körperliche Homosexualität zu einer vergeistigten Homoerotik zu sublimieren, wie sie sich im mittelalterlichen Ritter- und Klosterwesen und im männerbündischen Forscher- und Erobererdrang der Neuzeit niederschlagen sollte. In der säkularisierten Moderne indessen schien vornehmlich in Deutschland die entchristlichte Männerkultur einer neu-

»Der Agon der männlichen Identität entspringt dem demütigenden Bewußtsein der Männer, abhängig von den Frauen zu sein. Die Frauen sind es, die das Reich der Emotionen und der Sexualität beherrschen, und die Männer wissen das ... Das Schicksal des männlichen Charakters ist aufs engste mit der Homosexualität verknüpft. Schwule sind Hüter des maskulinen Triebes. Anonymer Geschlechtsverkehr in dunklen Passagen ist eine Hommage des Mannes an seinen Traum von Freiheit. Der unbekannte Fremde ist ein umherstreifender heidnischer Gott. Wie in vorgeschichtlicher Zeit ist der Altar dort, wo man niederkniet. Ganz ähnlich sind Heterosexuelle, die Prostituierte aufsuchen, heldenhaft bestrebt, die Sexualität frei von Gefühl, Verantwortung und Familie zu halten.«

Camille Paglia: *Der Krieg der Geschlechter. Sex, Kunst und Medienkultur*, Berlin 1993.

heidnischen Wiederbelebung des griechischen Freundschaftsethos dringend zu bedürfen. Nicht nur der »kosmische Kreis« um Stefan George, auch der bodenständigere »Wandervogel« führte die antike Homoerotik als Regenerationskraft gegen zivilisatorische Dekadenz ins Feld. Hans Blüher stellte gegenüber der Frauendomäne Familie die staatsbildende Kraft und kulturstiftende Geistigkeit von Männerbünden heraus, die ursprünglich aus päderastischer Sinnlichkeit erwachsen waren. Aber schon bald sollte die alte religiöse Verfemung der letzteren in biologischer Verschärfung abermals durchschlagen.

Bereits vor Hitlers Machtergreifung hatte Magnus Hirschfeld, der profilierteste Kopf der ersten deutschen Homosexuellenbewegung, die »sexuelle Inversion« als eine »erbliche Mißbildung« betrachtet und die »Ausjätung schlechter Menschenkeime« durch Zwangskastration befürwortet. Und noch nach der Zerschlagung seines Instituts für Sexualwissenschaft im Juni 1933 riet Hirschfeld dazu, »die Hitlerschen Experimente abzuwarten«, um zu prüfen, ob »die Nationalsozialisten allein aus eugenischen Zwecken handeln«, oder ob sie sich »der Sterilisation bedienen werden, weniger um die ›Rasse aufzuzüchten‹, als um ihre Feinde zu vernichten.« In der eugenisch überspannten Manneszucht der Nationalsozialisten, die allerdings zur konsequenten Ausmerzung



Sascha Schneider: *Werdende Kraft* (1904)

der Männerliebe übergangen, sah wiederum Theodor W. Adorno eine in der »approbierten Gestalt des Heterosexuellen« selbst rumorende »verdrängte Homosexualität« am Werk: »Totalität und Homosexualität gehören zusammen«, denn das totalitäre Subjekt »negiert alles, was nicht nach seiner eigenen Art ist«. Unter diesem Gesichtspunkt war für Blüher die »Nacht der langen Messer« von symptomatischer Bedeutung, denn mit der Liquidierung Röhrs wurde Hitler vom »Verdränger« zum »Verfolger« der Homosexualität, deren offenes Ausleben das erotische Betriebsgeheimnis des radikalfaschistischen Männerstaates zu verraten drohte. Entsprechend nahm es sich wie posthumer Geheimnisverrat aus, als 1986 Michael Kühnen die Päderastie der nationalsozialistischen Männerelite als ein der »kulturellen Entwicklung der Gemeinschaft« förderliches »natürliches Erbgut« verteidigte und das »Zerrbild vom weiblichen, perversen und unmännlichen Homosexuellen« als »extreme Ausprägung unseres Zerfallzeitalters« verwarf.

Dieses Stereotyp des degenerierten Homosexuellen mit effeminierten Zügen und ästhetischen Neigungen war jedoch weniger das Produkt diskriminierender Fremdzuschreibungen seitens einer vulgärwissenschaftlichen Biopolitik als das Resultat homoerotischer Selbsterkundungen in den Gefilden der Literatur. Eine Vorreiterrolle spielte der Marquis de Sade, der seine polymorph perversen Libertins immer auch als Päderasten agieren ließ. Denn gerade die homosexuelle Sterilität hatte für Sade den Symbolwert einer widergöttlichen Natur, deren Entfesselung eine metaphysische Revolte gegen die fruchtbare Schöpfungsordnung im ganzen bedeutete. In Sades Gefolge erlagen zahlreiche Dichter der europäischen Romantik dem Bann von »Liebe, Tod und Teufel« und reicherten homophiles Erleben mit perversen Bizarrerien und blasphemischen Phantasien an, bevor im Fin de siècle, als die moralische Sanktionierung sexueller Anomalien einer morbiden Faszination gewichen war, diese ästhetisierte Homoerotik sich un-

»Die deutsche Wandervogelbewegung war der reinste Ausdruck, den die Inversion im deutschen Volke gehabt hat. Sie entkräftet die frühere Auffassung, nach der die gleichgeschlechtliche Liebe etwas mit der Rassenfrage zu tun hat und besonders mit den dekadenten Teilen der jüdischen Rasse. Wir haben hier ein ausgeprägt germanisches Gebilde vor uns und zugleich ein ausgeprägtes Gebilde der Inversion.«

Hans Blüher: »Studien über den perversen Charakter« (1914), in: Hans Giese (Hrsg.): *Die sexuelle Perversion*, Frankfurt a.M. 1967.

»Die Ekstase des passiven Päderasten ist die Marter. Der unbeugsame männliche Päderast sucht in der Tunte nur sich selbst. Aber Genet, die Gottesanbeterin, verschlingt ihr Männchen. Wenn Genet sich den Harten hingibt, macht er sich zur Falle: sie werden in seinen verpesteten Sümpfen steckenbleiben, und ihre Männlichkeit verläßt sie. Letztlich ist die Fellatio Kastration; der Koitus ist der systematisch verfolgte Tod des Geliebten. Für diese Omnipotenz des Schwächsten findet Genet ein episches Symbol: Hitler. Gewiß bewunderte er die Nazibosheit aus Prinzip.«

Jean-Paul Sartre: *Saint Genet, Komödiant und Märtyrer* (1952), Reinbek bei Hamburg 1982.

»Der homosexuelle Mann, der auf der Stufe des ruhelosen Umherirrens stehenbleibt oder auf sie zurückfällt, hat kein angemessenes Zuhause. So wie er im Verlauf der Entwicklung des eigenen Leibbewußtseins aus dem Umkreis seines Leibes nicht mehr heraus kann, treibt er nun immer stärker in diese »Festung« hinein ... Narzißtisches und homosexuelles Verhalten sind sich sehr ähnlich. Hier geht vom Spiegel ein eigenartiger Bann aus in Richtung auf Perversion. Hier ist der Partner nur Statist, der den Auftritt des Helden gefällig zu gruppieren hat.«

Hans Giese: *Der homosexuelle Mann in der Welt*, München 1964; *Zur Psychopathologie der Sexualität*, Stuttgart 1973.

verhohlen mit Sadismus und Satanismus verbündete. Charles Baudelaires Diktum »Die einzige und höchste Wollust der Liebe liegt in der Gewißheit, das Böse zu tun«, wurde zum Gesetz all jener »künstlichen Paradiese«, in denen homoerotische Literaten alsbald in Legion residieren sollten.

Auch bei Marcel Proust düstete die Päderastie noch den biblischen Schwefelgeruch von Sodom und Gomorrha aus. Aber zugleich vermeldete dieser in seiner seismographischen Sensibilität herausragende homoerotische Dichter bereits die zeitgenössische Entwertung aller tradierten Werte, indem er sein romanhaftes Alter ego, den Baron de Charlus, mit der Bemerkung einführte: Früher sei er trotz seines Lasters geduldet worden, neuerdings werde er dafür gefeiert. Eine nochmalige Umwertung solcher Wertliberalisierung kündigte zum Ende des Ersten Weltkrieges Gabriele D'Annunzio an, dessen Fiume-Abenteuer den homoerotischen Dandy zu einem heroischen Pionier des Faschismus werden ließ. Als im Zweiten Weltkrieg dann Frankreich unter nationalsozialistischer Besatzung stand, war für Jean Genet die Stunde gekommen, um gegen ein Juste Milieu, das ihn als Dieb und Päderasten ausgestoßen hatte, einen literarischen Aufstand der Parias zu proben. In seinen von herrlichen Verbrechern und heiligen Tuntzen bevölkerten Romanen, die er wie Sade im Gefängnis schrieb, betrieb der von Jean-Paul Sartre zum »Saint Genet« Geadelte eine infernalische Sexualisierung des Bösen, die er mit poetischer Magie in dessen blasphemische Sakralisierung zu verwandeln wußte. Sein sexualfascistisches Coming-out aber feierte Genet im *Totenfest*, worin er das SS-Massaker von Oradour glorifizierte und den bewunderten Hitler als rächenden Päderasten präsentierte. Mit dieser tabuierten Allianz von Homosexualität und Faschismus sollte es erst Pier Paolo Pasolini wieder aufnehmen. Seine Suche nach einer neuen Unschuld der Erotik mußte der homosexuelle Dichter und Filmemacher aufgeben, als ihm entgegen den rousseauistischen Verheißungen eines zunehmend libertären Italien die sadistische Wahrheit bitter aufstieß, daß eine entfesselte Sexualität unweigerlich zur sadomasochistischen Vernutzung von Leib und Seele führen müsse. In dem Film *Die 120 Tage von Sodom*, der infolge seiner Ermordung durch den Stricher Pelosi zu seinem künstlerischen Testament wurde, verlegte Pasolini die Sadeschen Orgien und Torturen provozierend in das spätfaschistische Saló; aber insgeheim inszenierte er die mörderische Libertinage seiner päderastischen Herrenmenschen als eine Parabel auf den »neuen Faschismus« einer den Einzelnen totalitär enthumanisierenden und übersexualisierenden Konsumgesellschaft.

Unter den deutschen Gelehrten der alten Schule der »anthropologischen Psychiatrie« war es Viktor Emil von Gebattel, welcher in der »sexuellen Süchtigkeit« nicht weniger als den »nihilistischen Grundzug der menschlichen Natur« offenbar werden sah. Anders als bei den bloß normabweichenden »Paraphilien« richtete sich bei den genuinen »Perversionen« sexualisierte Destruktivität gegen die »normgemäße Liebeswirklichkeit« personalisierter Dauerbeziehungen selbst, die eine anthropologisch elementare Einhegung der anarchischen Sexualität leisteten. Auch dem phänomenologisch geschulten Psychiater Erwin Straus zeigte sich die »Wollust der Perversion« am deutlichsten im »Zerstören, Schänden, Entweihen, kurz dem Deformieren seiner selbst und des Partners«. Vor diesem Hintergrund schätzte schließlich Hans Giese, der Wiederbegründer der deutschen Sexualwissenschaft, die männliche Homosexualität in ihrer autoerotisch-narzißtischen Bindungsschwäche als besonders »riskiert« ein. Obgleich das homosexuelle Verhalten an sich nur eine »abnorme Fehlhaltung« darstelle, nehme es doch häufig eine »perverse Verlaufsform« an, die über den »Verfall an die Sinnlichkeit« zum »süchtigen Erleben« einer am Ende selbstzerstörerischen Sexualität führe.

Für die auch unter Emanzipationsbedingungen unverminderte Gültigkeit dieser Nachkriegsdiagnosen sollte unfreiwillig Hubert Fichte bürgen. Die Antihelden seiner frühen Romane fliehen allesamt vor der Liebe als einer unerträglichen Bedrohung ihrer sexuellen Autonomie und retten sich in promiske Anonymität. Im *Versuch über die Pubertät* hingegen befreite Fichte sich selbst von seinem erotischen Pädagogen Hans Henny Jahn, dessen um Sodomie, Inzest und Kastration kreisendes Hauptwerk *Perrudja* immerhin Görings Lieblingsbuch gewesen war. Immer wieder drängte sich Fichte die trostlose Banalität der Päderastie auf, die bei Genet noch als pathetische Chiffre für das Böse stand. Aber angesichts der enor-

men Faszination, die dieser anarchofaschistische Genius malignus auf die zweite Homosexuellenbewegung ausgeübt hatte, verkündete Fichte mit trotziger Entschiedenheit »eine gigantische, weltweite Verschwulung« als seinen anarchokommunistischen Traum von Freiheit.

Doch das tatsächliche Coming-out der Schwulen zog einen rapiden Verfall homoerotischer Kreativität nach sich. Schon Rosa von Praunheims für die dritte Homosexuellenbewegung wegweisender Film von 1971, *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt*, war weniger ein ästhetisches Phänomen als ein politisches Programm. In dem Bestreben, alle Perversität auf die diskriminierende Gesellschaft abzuwälzen, suchten »rosa« Sexualtheorien den Heterosexuellen als ebenso denaturiert und deformiert vorzuführen, wie sich der antidiskriminierungspolitisch korrigierte Homosexuelle selbst nicht mehr sehen wollte. Das menschliche Sexualverhalten wurde so radikal von seinem Generationsvermögen isoliert und damit methodisch sterilisiert, daß die narziß-tisch wuchernden Perversionsarten als individuelle Dispositionen verabsolutiert, lebensfähige Beziehungsformen aber als soziale Konstrukte relativiert werden konnten. Was in Frankreich Michel Foucault und in den Vereinigten Staaten Judith Butler in Angriff nahmen, das hat in Deutschland maßgeblich Volkmars Sigusch vorangetrieben, der als homosexueller Wortführer der neuen »kritischen Sexualwissenschaft« auf die normative Kraft der faktischen »Neosexualitäten« setzte und Ehe und Familie zu obsoleten Formen einer »Paläosexualität« herabsetzte.

Über die in »schwulen Lebenswelten« noch heute fortbestehende Aversion gegen sexuell exklusive Dauerbindungen belehrt nicht zuletzt der gern verschwiegene Umstand, daß die so eifrig beworbene »Homohe« lediglich von zwei Prozent aller Homosexuellen überhaupt angestrebt und von radikalen Queers als Übernahme heterosexueller Zwangsnormen offen bekämpft wird. Dabei stellte Volker Beck unmißverständlich klar, daß gleichgeschlechtlichen Ehepartnern kein sexuelles, sondern lediglich ein soziales Treueversprechen abverlangt würde, nicht ohne eine solche Ehe zu herabgesetztem Preis auch den heteronormalen Zeitgenossen anzuraten. An die glaubwürdigeren Anfänge der Homosexuellenbewegung knüpfte dagegen die »Initiative Queer Nations« an, die 2006 mit ihrem Vorhaben an die Öffentlichkeit trat, das Berliner Institut Magnus Hirschfelds wiederzuerrichten. Nicht nur Homo-, Trans- und Intersexuelle sollten institutionell protegert werden, sondern auch sadomasochistische Anhänger von »Dominance & Submission« oder »Bondage & Discipline«, um von extravaganteren Fetischistengruppen zu schweigen, die sich nach allen nur erdenklichen Körperöffnungen, Exkrementen und Sekreten diversifizieren.

Aus solcher Statisterie hatte schon Sade das Personal seiner *120 Tage* rekrutiert, und so erhebt sich hier höhnisch erneut der Januskopf des »göttlichen Marquis«: Einerseits ein reaktionärer, präfaschistischer Aristokrat, war er andererseits zugleich ein revolutionärer, libertärer Republikaner, der die Französische Revolution in einer auf das grausame Gesetz der Natur gegründeten Sexualrevolution vollenden wollte. Aber auch die radikalfaschistische Revolution von 1933 wollte »dem ›Natürlichen‹ wieder zu seinem Recht verhelfen« und trieb die »Emanzipation des Sexuallebens« und die »Zerstörung der Familie« voran, wie der damalige Exilant Herbert Marcuse beobachtete, der nachmals als Vordenker von 1968 allerdings dasselbe Ziel verfolgte, wobei das in dieser antifaschistischen Revolte mitrevoltierende destruktive Potential vorerst noch hinter einem homophilen Hedonismus verborgen blieb. Die aktuelle Queerpolitik indessen propagiert in exhibitionistischer Freizügigkeit und enzyklopädischer Vollständigkeit all jene unzüchtig-überzüchteten Perversionsextrême, in denen Dekadenz und Faschismus sich berühren.

Der einfache Homosexuelle freilich, dem in manchen Ländern noch immer die Todesstrafe droht, trägt weder für die überreizten Aktivitäten der »Schwulenlobby« noch für den von Sigusch angeheizten »Aufstand der Sexualperversen« die Verantwortung. Im Ergebnis aber hat in Deutschland gerade die nationalsozialistische Homosexuellenverfolgung solcher »repressiven Entsublimierung« männlicher Homosexualität ein moralisches Alibi verschafft und damit jene sublimere Homoerotik, die einmal zum kulturellen Reichtum des Abendlandes gehört hatte, zu einem Stück antiquarischer Historie werden lassen. ■

»Die Schwulen sind die Vorreiter der neosexuellen Revolution. Sie lebten beinahe alles vor, was dann die Heterosexuellen auch taten: Distanz zu Herkunftsfamilie und Fortpflanzung, keine Kinder, keine rigiden Geschlechterrollen, Verwandlung des Körpers in einen Erotikkörper und entsprechende Dramierung, eine hohe Besetzung der Autoerotik, One-night-stands, egoistische Suche nach dem schnellen, umstandslosen sexuellen Thrill bei vorhandener Liebesfähigkeit in Dauerbeziehungen ... Durch diesen Prozeß wurden Heterosexuelle gewissermaßen homosexualisiert.«

Volkmars Sigusch: *Auf der Suche nach der sexuellen Freiheit. Über Sexualforschung und Politik*, Frankfurt a.M. 2011; *Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*, Frankfurt a.M. 2005.

Literaturhinweise:

Hans Blüher: *Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft*, 2 Bde., Jena 1917/19;

André Gide: *Corydon*, Stuttgart 1932;

Theodor W. Adorno: *Minima Moralia*, Frankfurt a.M. 1951;

Hans Licht: *Sittengeschichte Griechenlands*, Stuttgart 1962;

Mario Praz: *Liebe, Tod und Teufel. Die schwarze Romantik*, 2 Bde., München 1970;

Wolfdietrich Rasch: *Die literarische Dékadence um 1900*, München 1986;

Pier Paolo Pasolini: *Freibeuterschriften*, Berlin 1978;

Hubert Fichte: *Homosexualität und Literatur*, 2 Bde., Frankfurt a.M. 1987f;

Marion Luckow: *Die Homosexualität in der literarischen Tradition*, Stuttgart 1962;

Martin Dannecker/Reimut Reiche: *Der gewöhnliche Homosexuelle*, Frankfurt a.M. 1974;

Michael Kühnen: *Nationalsozialismus und Homosexualität*, hrsg. v. M. Caignet, Paris 1986;

Siegfried Gerlich: »Der faschistische Eros«, in: *Sezession* (Heft 35, April 2010).

Was ist faul im Staate Brasilien?

von Dominik Schwarzenberger

Brasilien steht heute neben China und Indien für Superlative und Rekorde schlechthin: Fläche, Einwohnerzahl, Ressourcen, Megastädte, Technologie, Wirtschaftswachstum und Naturreichtum. Es symbolisiert mit den asiatischen Riesen auch den erfolgreichen Aufsteiger aus der Klasse abgekoppelter Dritte-Welt-Staaten und nicht zuletzt Europas zunehmenden Bedeutungsverlust. Diese Länder gleichen Kontinenten mit mehreren Zeit- und Klimazonen und bestehen wiederum aus Subnationen, die an die zersplitterte Staatenwelt Europas erinnern. Als Höhepunkte brasilianischen Selbstbewußtseins finden 2014 die Fußballweltmeisterschaft und 2016 die Olympischen Sommerspiele im Land statt. Doch seit den gewalttätigen Unruhen und Massenprotesten ab Juni 2013 scheint dieses Bild getrübt: Was ist faul im Staate Brasilien? Welche inneren Widersprüche gibt es? Welcher möglichen Zukunft steuert der südamerikanische Gigant entgegen?

Das neue Brasilien

Das neue Brasilien zeigt sich besonders in seiner selbstbewußten und teilweise hegemonialen Außenpolitik, etwa im Streben nach einem ständigen Sitz im UN-Sicherheitsrat. Mit den USA, die seit jeher überaus mißtrauisch betrachtet werden, verhandelt Brasília nur noch auf Augenhöhe und eher distanziert. Die in ganz Lateinamerika zu beobachtende Emanzipation von Washington ist nirgendwo so fortgeschritten wie in Brasilien und Mexiko. In Debatten über die »Amerikanische Freihandelszone« (FTAA) erweist sich Brasília auch als besonders hartnäckiger Verhandlungspartner. Im Gegensatz etwa zu den in Europa völlig überbewerteten linksnationalistischen Bolivaristen Venezuelas und dessen Verbündeten, sieht Brasilien in der FTAA kein US-amerikanisch dominiertes neokolonialistisches Gebilde, sondern eine sinnvolles Instrument, dem man allerdings seinen eigenen Stempel aufdrücken muß.

Der verstorbene Hugo Chávez und Brasiliens Präsident Lula da Silva werden häufig in einem Atemzug genannt, in Wirklichkeit aber verband beide Personen wenig miteinander. Der unideologisch-pragmatische Lula ließ sich vom ökonomisch rückständigen Venezuela nicht beeindrucken, weshalb Chávez' »Bolivarische Allianz für Amerika« (ALBA) keine Option darstellte.

Außerhalb Lateinamerikas engagiert sich Brasilien in Afrika, vor allem in Angola, stellt doch diese ehemalige portugiesische Kolonie eine Art afrikanisches Brasilien *en miniature* dar. Brazilianisches Engagement wird in Afrika ähnlich wie das chinesische als (noch) nicht aufdringlich angesehen, schon weil beide Staaten keine politische Missionierung betreiben.

Als Kuriosum kann Brasília's Engagement in Osttimor gelten: Dieser winzige Inselstaat war ebenfalls eine portugiesische Kolonie und geriet 1975 unter indonesische Herrschaft. Die aggressive indonesische Assimilie-

»Europa hat unermesslich mehr Tradition und weniger Zukunft, Brasilien weniger Vergangenheit und mehr Zukunft!«

Stefan Zweig

»Wohin Brasilien sich wendet, dorthin geht der ganze Kontinent.«

Richard Nixon

»Die Zukunft hat sich brasilianisiert.«

Bonmot von Eduardo Viveiros de Castro, längst doppeldeutig verwendet

rungepolitik drängte das Portugiesische stark zurück, weshalb sich Brasilien – und nicht das ehemalige europäische Mutterland – berufen fühlt, das lusitanische Erbe Ozeaniens zu retten. Bemerkenswert sind Brasiliens großzügige Finanzhilfen beim Bau von Bildungseinrichtungen auf Osttimor, ohne daß dabei eigene geostrategische Ziele verfolgt würden. Bereitwillig legt man sich aber mit Timors faktischer Protektionsmacht Australien an.

In Südamerika sieht Brasiliens Außenpolitik weniger moderat aus, es finden sich sogar hegemoniale Allüren beim Engagement für die »Union Südamerikanischer Nationen« (UNASUL) oder den »Gemeinsamen Markt des Südens« (MERCOSUR). Verschärft haben sich die Beziehungen zu Paraguay: Seit den 1970ern wandern immer mehr Brasilianer illegal in Paraguay ein. Die Regierung in Asunción ist gegenüber seinem erdrückenden Nachbarn machtlos. Bereits zehn Prozent der Gesamtbevölkerung sind integrationsunwillige »Brasiguayos«. Ähnlich sieht es in Surinam aus: In die ehemalige niederländische Kolonie sickern brasilianische Goldsucher ein, die das ohnehin labile Land weiter destabilisieren. Auch in dieser Zwergrepublik sind die einheimischen Sicherheitskräfte ohnmächtig. Brasilien ignoriert die Ängste seiner Nachbarn und beschwört Minderheitenrechte für emigrierte Landsleute.

Überraschend gut erweist sich dagegen das Verhältnis zum historischen Erbfeind Argentinien. Dieser zweitwichtigste Staat Südamerikas wird inzwischen als »unser Bruder« bezeichnet; man bedauert dessen mäßige Wirtschaftskraft. Wahrscheinlich wird aus diesem Grund der südliche Nachbar nicht mehr als Konkurrent angesehen. Der Zankapfel zwischen beiden »Brüdern«, Uruguay, hat sich mit der brasilianischen Hegemonie abgefunden.

Zu Europas Wirtschafts- und Finanzkrise erscheinen gehässige und überhebliche Kommentare staatlicher Medien. Der langjährige Empfänger europäischer Entwicklungshilfe sieht Europa ab 2020 als Armutsregion, afrikanischen Mittelstaaten vergleichbar!

Brasilidad oder das Problem der eigenen Identität

Der Bestand von Nationen hängt von Wohlstand und identitärer Gewißheit ab. Die zentralen Fragen hierbei – Wer sind wir? Was streben wir an zu sein? Was sind wir nicht? – machen das Identitäre aus. Die mangelnde Gewißheit über dieses Eigene stellt überhaupt das Problem Lateinamerikas dar.

Die brasilianische Identitätsfrage schien gelöst, das Nationalbewußtsein gefestigt, die Gesellschaft stabil. Tatsächlich aber wurde diese scheinbare Selbstverständlichkeit seit den 1990ern unabsichtlich relativiert. Man vertraute naiv darauf, der prestigeträchtige Fußball, die Größe des Landes und die portugiesische Sprache garantiert das Zusammengehörigkeitsgefühl. Von einer gefestigten brasilianischen Nationen-Werdung kann aber erst ab 1930 gesprochen werden; sie wird seit 20 Jahren unabsichtlich aufgeweicht. Heute gleicht sich Brasilien dem des frühen 19. Jahrhunderts an.

Das mangelnde Nationalbewußtsein bis ins erste Drittel des 20. Jahrhunderts hat seine Ursachen in der friedlichen Unabhängigkeit von Portugal. Das erklärt auch die Größe des Landes. Die Kolonie und das souveräne Brasilien sind identisch. Daher gibt es heute auch nur ein portugiesischsprachiges Land in einer zersplitterten spanischsprachigen Umwelt.

Die Portugiesen besiedelten ihre riesige Kolonie nur halbherzig an der Küste entlang. Die schwachen Befestigungen waren trotz der großen Entfernung untereinander eng verbunden, um überhaupt überleben zu können. Anders die spanischen Kolonien: Madrid forcierte die Einwanderung in sein Kolonialreich. Aus den ersten Stützpunkten entwickelten sich so allmählich autarke Siedlungen mit eigener Infrastruktur und regionalem Bewußtsein. Entscheidend für die Identitätsbildung sollte jedoch der Weg in die Unabhängigkeit sein. Die spanischen Kolonien vollzogen diese Sezession gewaltsam, weshalb sich die kolonialen Siedlungsgebiete nicht gleichzeitig befreien konnten. Jede unabhängige Siedlungsregion wurde somit gezwungenermaßen zu einem eigenen Staat. Eine Vereinigung der inzwischen befreiten Regionen im nachhinein war somit kaum möglich. Wer schloß sich wem an? Welche Stadt würde Regierungssitz? Welcher Kriegsherr verzichtete freiwillig auf ein künftiges Regierungsamt?

In der portugiesischen Kolonie Brasilien kam es hingegen zu keinem Unabhängigkeitskrieg, die Kolonie wurde als ganze friedlich in die Unab-

hängigkeit entlassen: 1822 proklamierte der Thronfolger und koloniale Statthalter als Pedro I. das unabhängige Kaiserreich Brasilien. Das Fehlen eines brasilianischen Gründungsmythos (etwa eines Märtyrers oder eines Befreiungskriegs) zur Identitätsstiftung wirkte sich verheerend auf die nationale Integration bis in die 1930er aus. Die kaiserlichen Provinzen und späteren republikanischen Bundesstaaten entwickelten ein eigenes Bewußtsein mit umfangreichen Vorrechten (eigener Außenhandel, Milizen, Steuer- und Einwanderungsgesetzen) und starken Rivalitäten untereinander. Anfangs variierten sogar die Spurweiten des rudimentären Eisenbahnnetzes voneinander, und es wurden Binnenzölle erhoben. Kulturell konnte die monarchische und ab 1889 republikanische Zentralgewalt keine eigenen Akzente setzen, man orientierte sich am französischen und britischen Vorbild. Brasiliens Militär gehörte im 19. Jahrhundert zu den schwächsten in Lateinamerika, für bewaffnete Konflikte (Uruguay- und Paraguaykrieg, Aufstände und separatistische Bestrebungen) mußten Kaiser und Präsidenten die regionalen Milizen um Hilfe ersuchen.



Getúlio Dornelles Vargas

Das mangelnde brasilianische Nationalbewußtsein zeigte sich auch im hilflosen Umgang mit Millionen von Einwanderern, die ab den 1820ern ins Land strömten. Zwar war die Einwanderung gewollt und gefördert worden, doch versagte der schwache Zentralstaat bei der Integration. Bis in die 1940er gab es stabile selbstbewußte ethnische Kolonien: Deutsche, Italiener, Japaner, Polen, Ukrainer und Juden. Diese Ethnien leb(t)en in assimilierungsresistenten Parallelgesellschaften mit eigener Infrastruktur (Ärzte, Schulen, Presse, Siedlungen, Kirchen) und Wirtschaftskreisläufen. Als besonders negativ sah die ohnmächtige Zentralgewalt die Deutschen an, die am nachlässigsten Portugiesisch

lernten und die protestantische Konfession mitbrachten. Da sich deutsche und italienische Kolonisten im Südosten konzentrier(t)en, befürchtete man sogar eine Abspaltung. Mit der »República Rio-Grandense« separierte sich eine solche deutsch-italienische Provinz. Sie bestand von 1836–1845 und wurde vom Kaiser durch Schuldenübernahme und Zugeständnisse mehr zurückgekauft als militärisch erobert.

Der republikanische Offiziersputsch 1889 war auch eine Reaktion auf das Versagen des Kaisers und der katholischen Kirche in der nationalen Frage, gleichwohl auch die junge Republik eher einem Staatenbund als einem Bundesstaat (offiziell: »Republik der Vereinigten Staaten von Brasilien«) ähnelte. Weshalb Brasilien nicht in seine Einzelstaaten zerfiel, lag und liegt gerade an der schwachen Zentralmacht: Wozu Separation, wenn man sowieso weitgehend frei ist?

Die brasilianische Nation wurde im Grunde erst 1930 geschaffen, mit der Präsidentschaft Getúlio Vargas' (1930–1945), dem brasilianischen Atatürk. Dieser ehrgeizige Staatsmann kam nur knapp den zwei einzigen gesamtnationalen Bewegungen zuvor: den Nationalkommunisten und den faschistischen Integralisten. Besonders Vargas' semifaschistische Diktatur von 1937 bis 1945 markiert den Beginn einer gezielten Brasilianisierungspolitik. Die Bundesstaaten wurden trotz einiger Zugeständnisse nachhaltig geschwächt, die Wirtschaft auf Autarkiestreben umgestellt und die ethnischen Kolonien gründlich brasilianisiert. Die »Brasilidad« wurde als Synthese aus indianischen, portugiesischen (nichteuropäischen!) und afrikanischen Elementen propagiert, mit einer identitätsstiftenden privilegierten katholischen Kirche.

Brasilien – der überhitzte Motor

Vargas' Vermächtnis, die »Brasilidad«, wurde mit dem Siegeszug linksliberaler Ideen seit 1995 relativiert. Ursache war das Trauma der rechten Militärdiktatur, die man mittels einer Wahrheitskommission à la Südafrika verarbeitet. Präsidentin Dilma Rousseff gehörte selbst der linksextremen Guerilla an und war inhaftiert. Alle Werte der Diktatur sind diskreditiert, Gewalttaten nur einseitig thematisiert. Der zweite Faktor ist der enorm gestiegene Wohlstand. Über Nacht stiegen breite Bevölkerungsschichten in die Mittelklasse auf, der Hunger verschwand, eine umfassende Modernisierung setzte ein und damit auch ein neues Wertebewußtsein, das mit dem Alten brach. Seit Mitte der 1990er finden wir in Brasilien die gleichen

»Anstatt daß aber die Parteiendemokratie in Krisenzeiten, wie wir gerade eine durchmachen, eine sichere Möglichkeit für Wachstum und Fortschritt ... böte, bringt sie die Hierarchie zum Einsturz, bedroht die vaterländische Einheit und bringt dadurch ... die Existenz der Nation in Gefahr.«

Getúlio Vargas: *Der neue Staat. Erklärung an das brasilianische Volk*, 1937.

Auflösungserscheinungen wie in Europa: moralischen Relativismus, Sterben der traditionellen Großfamilien, erstarrte Bürokratie, Religionskrise, Minderheitenkult und eine bisher unbekannte politische Korrektheit. Der Anteil des traditionsreichen Katholizismus sank auf 65 Prozent, der des bisher marginalen Protestantismus stieg auf 23 Prozent. Ursache ist ein Linksruck der katholischen Kirche (Theologie der Befreiung), die Christus als weltlichen Sozialarbeiter verkauft, während Evangelikale das spirituelle Bedürfnis bedienen (Erlösung statt Befreiung).

Der Wohlstand ist aber heute dank einer verschwenderischen und kurzsichtigen Politik gefährdet. Beide sozialdemokratischen Präsidenten vergeuden die Staatseinnahmen für einen aufgeblähten Staatsapparat und unangemessene Sozialausgaben, versäumten es aber, in die Infrastruktur zu investieren. Heute fehlt es in Brasilien an qualifiziertem Nachwuchs, einem funktionierenden Straßen- und Eisenbahnnetz sowie an See- und Flughäfen. Die stark aufgewertete Währung Real führte zu schlechten Exporten und statt dessen zu billigen Importen. Hohe (Mindest-)Löhne und Logistikkosten verhindern eine Preissenkung für brasilianische Produkte. Die staatliche Notenbank fordert weiter hohe Zinsen für Kredite, was den Mittelstand lähmt. Seit zwei Jahren erlebt das Land einen massiven Preisanstieg bei Ärzten, Bildungseinrichtungen, einheimischen Autos und Mieten. Nicht nur die Verkehrswege sind renovierungsbedürftig, sondern auch öffentliche Einrichtungen wie Schulen und Krankenhäuser. Es herrscht eine weitverbreitete Altersarmut, weil die Pensionen nur langsam steigen. Hierzulande unterstellt man der Präsidentin eine marxistoide Politik, tatsächlich findet eine zügellose Privatisierung statt ohne gleichzeitige Beschneidung des Staatsapparats.

Die alten Gegensätze zwischen den Bundesstaaten brechen wieder auf, weil der wohlhabende und produktive Südosten für den rückständigen Nordosten zahlen muß. Der bevölkerungsreiche Staat Bahia erwirtschaftet gerade einmal fünf Prozent des BIP, das vergleichbare Rio de Janeiro 13 Prozent. Der arme Nordosten ist negrid, der reiche Südosten mehrheitlich weiß. Dieser Umstand ist für die Politik offiziell kein Thema. Damit ist der Rassismus eine Privatangelegenheit, kein Politikum. Die Rassen und Ethnien leben (noch) friedlich nebeneinander, aber eben nicht miteinander. Rasse und Klasse korrelieren. Der reiche Brasilianer ist immer noch weiß. Aus diesem Grund entfacht die linke Regierung eine »positive Diskriminierung« à la »Affirmative Action« mit einem Quotensystem an Universitäten für Schwarze und die verschwindend geringe indische Minderheit. Ein bisher moderater Rassengegensatz wird somit verschärft, die dunkelhäutigen Ethnien werden regelrecht aufgehetzt.

Die Unruhen vom Sommer 2013 – immerhin die schwersten seit dem Ende der Militärregierung – entzündeten sich an diesen wachsenden inneren Widersprüchen. Anlaß waren die großwahn sinnigen Ausgaben für Fußballweltmeisterschaft und Olympische Spiele, während die Preise für Güter des täglichen Bedarfs weiter ansteigen. Die Demonstranten sind sehr heterogen, es gibt keine gemeinsame Strategie und Zielsetzung. Eine Ideologisierung des Protests ist nicht erkennbar. Man wendet sich gegen die Klientelwirtschaft der sozialdemokratischen Arbeiterpartei (PT), nicht gegen die linksliberale Hegemonie, nicht gegen die Präsidentin. Schon hat sich der Protest in unterschiedlichste Interessengruppen gespalten: Ärzte, Busfahrer, Mieter, Rentner, Homosexuelle, Evangelikale usw. Drei weitere Probleme drängen auf eine Lösung: die hohe Kriminalität, unkontrollierbare Urbanisierung (Favelas) und massive Binnenwanderung in den reichen Südosten.

Sollten Brasiliens innere Widersprüche nicht entschärft werden, sind zwei Entwicklungen denkbar: Brasilien zerfällt in mehrere Nachfolgestaaten, weil sich die wohlhabenden Teile abspalten, was mit Rassenkämpfen einhergehen könnte – oder Brasilien entdeckt seine Identität à la Vargas 1937 wieder, was von einem deutlichen Rechtsruck abhinge. Je düsterer die Gegenwart erscheint, desto strahlender die Epoche Vargas', der Monarchie und auch der Militärregierung. Der Verkaufserfolg des rechten Philosophen Luiz Filipe Pondé mit seinem antiliberalen Opus zeugt möglicherweise von einer politischen Trendwende.

Ein brasilianisches Sprichwort verspricht wenigstens Hoffnung: »Brasilien stand immer schon am Rande des Abgrundes – aber bislang war Brasilien immer größer als jeder Abgrund.« Auch diesmal? ■

»Fast 1,1 Millionen Menschen wurden in den vergangenen 30 Jahren ermordet. 2010 gab es fast 50000 Morde – 136 Morde am Tag oder einer jede Viertelstunde.«

IP Länderporträt Brasilien, Juli/August 2013

Literaturhinweise:

Wolfgang Bendel/Dominik Schwarzenberger (Hrsg.): *Terra incognita – Das andere Amerika: Identitäre Strömungen und Bestrebungen in Lateinamerika.* (= *Junges Forum* Nr. 9), Preetz 2009;

Angel Rama (Hrsg.): *Der lange Kampf Lateinamerikas. Texte und Dokumente von José Martí bis Salvador Allende.* Frankfurt a.M. 1982;

»Has Brazil blown it? A Stagnant Economy, a Battered State and Mass Protests Mean Dilma Rousseff must change Course«, in: *The Economist* vom 26. September 2013;

IP Länderporträt Brasilien, Juli/August 2013;

Luiz Filipe Pondé: *Guia Politicamente Incorreto da Filosofia.* São Paulo 2012.

<http://www.ibge.gov.br/home/> (Statistikquelle)

<http://www.cebela.org.br/site/> (Centro Brasileiro de Estudos Latino-Americanos)

<http://www.midiasemmascara.org> (rechtskonservative Informationsseite)

Rußland und die »westlichen Werte«

von Thomas Bargatzky

Nicht erst seit dem Beginn der Krise in der Ukraine dreschen die westlichen, auch die deutschen Systemmedien im Gleichlaut auf Rußland und seinen Präsidenten Wladimir Putin ein. Russische kulturelle Eigenart und die Wahrnehmung russischer Interessen durch Putin werden als Provokation empfunden. Der Westen ist heute intoleranter gegenüber kultureller Vielfalt und nationalen Eigeninteressen als zu Zeiten des Kalten Krieges, trotz anderslautender und bis zum Überdruß vorgetragener gegenteiliger Bekenntnisse zu Vielfalt und Multikulturalität. Der Anschluß der Krim an Rußland dient Politikern, sicherheitspolitischen Leyendarstellerinnen und den Scharfmachern aus der Welt der Medien als offenbar herbeigesehnter Grund, sich in diesen Tagen endlich keine Zurückhaltung mehr auferlegen zu müssen. Dem vom Westen an die Macht geputschten Regime der Ukraine wird militärischer Schutz signalisiert, obwohl das Land noch nicht einmal NATO-Mitglied ist.

Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion und dem Ende des Kalten Krieges hätte man die NATO auflösen können – »mission accomplished«. Statt dessen wurde sie in ein Instrument der weltweiten Machtprojektion der USA umgewandelt. Der geheime Leitfaden für die Verteidigungsplanung, unter der Federführung von Paul Wolfowitz (»Defense Planning Guidance«) entstanden und 1992 von der *New York Times* publik gemacht, sieht vor, daß keine andere Macht mehr in die Lage versetzt werden dürfe, die absolute Vormachtstellung der USA in Frage zu stellen. Seither hat die NATO – entgegen den offenbar seinerzeit dem damaligen sowjetischen Präsidenten Gorbatschow gegenüber gemachten Zusagen – immer mehr Staaten aus dem ehemaligen Einflußbereich des Warschauer Paktes und dem Territorium der vormaligen Sowjetunion als neue Mitglieder aufgenommen und sich gleichsam bis an die Türschwelle Rußlands ausgedehnt. Die Ukraine nimmt in den Vorstellungen der amerikanischen Hegemonisten eine besondere Rolle ein, die der nach wie vor einflußreiche ehemalige Sicherheitsberater und Rußland-Hasser Zbigniew Brzezinski in seinem Buch *The Grand Chessboard* 1997 mit folgenden Worten beschrieben hat: »Die Ukraine, ein neuer und wichtiger Raum auf dem europäischen Schachbrett, ist ein geopolitischer Dreh- und Angelpunkt, weil ihre

bloße Existenz als unabhängiger Staat zur Umwandlung Rußlands beiträgt. Ohne die Ukraine ist Rußland kein eurasisches Reich mehr ... Wenn Moskau allerdings die Herrschaft über die Ukraine mit ihren 52 Millionen Menschen, bedeutenden Bodenschätzen und dem Zugang zum Schwarzen Meer wiedergewinnen sollte, erlangte Rußland automatisch die Mittel, ein mächtiges, Europa und Asien umspannendes Reich zu werden«. Um dies zu verhindern, haben die USA seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion bis heute fünf Milliarden Dollar in die »demokratische Entwicklung« der Ukraine investiert, wie die us-amerikanische Diplomatin Victoria Nuland in einer Rede im Dezember 2013 bekanntgab.

Präsident Putin hat mit der Aufnahme der Krim in den russischen Staatsverband schließlich die Reißleine gezogen und der sich als globaler Robocop gerierenden NATO signalisiert: »Nicht weiter«, so wie es seinerzeit Präsident Kennedy als Hüter der Monroe-Doktrin tat während der Kuba-Krise 1962.

So weit, so gut – der Robocop hat eine »bataille« auf dem globalen Schachbrett gegen den meisterlichen Schachspieler Putin verloren, so wie auch schon im Falle Syriens, als Putin Obama davor bewahrte, Syrien zu bombardieren und die USA in einen neuen Krieg im Mittleren Osten hineinzuziehen. Diese diplomatischen und strategischen Niederlagen alleine erklären aber das Ausmaß an antirussischer Stimmungsmache und die hemmungslose Dämonisierung Putins in den westlichen Systemmedien nicht. Die Gründe für die maßlose Wut der Globalisierer auf beiden Seiten des Atlantiks sind in tieferen seelischen Schichten zu suchen.

Ein grundlegendes traditionales, institutionelles oder »konservatives« Weltbild erkennt zwischen dem Individuum und der Menschheit Zwischeninstitutionen an: Familie, Verwandtschaftsgruppe, Polis, Region, Nation, Staat. Dieses Weltbild ist auch politisch: Nur vermittelt der Zugehörigkeit zu einer Familie, Polis oder Nation ist man Teil eines größeren Ganzen. Auch das traditionale Verhältnis der Europäer zu Europa läßt sich auf diese Weise kennzeichnen: Europa als Abstraktion gibt es nicht – außer in den Köpfen Brüsseler Eurokraten. Man kann nicht »unmittelbar« Europäer sein, sondern nur durch die Zugehörigkeit zu einer Re-

gion, einem Ethnos, einer Nation. Unter dieser Perspektive zeigt sich die wahre kulturelle Vielfalt Europas als die Vielfalt der Kulturen seiner Völker, Regionen, Nationen.

Im Weltbild der Moderne werden diese Zwischeninstanzen zwischen Individuum und Menschheit aufgelöst und alle Unterschiede nivelliert, sogar jene zwischen den Geschlechtern. In der Rhetorik des westlichen Universalismus wird dieses Weltbild durch den Rekurs auf »un-

von der Zukunft als jene Amerikaner, die sich noch immer nicht von den Vorstellungen aus der Zeit des Kalten Krieges befreit hätten und denen Rußland immer noch, wie seinerzeit die Sowjetunion, als »Reich des Bösen« erscheine. Vielleicht verdiene im 21. Jahrhundert Barack Obamas Amerika diesen Titel viel eher?

Wie äußern sich nun unsere vielberufenen »westlichen Werte«? Ein Leser hat sich dieser Tage in der FAZ in die Debatte um die Krise



sere Werte« instrumentalisiert: Freiheit, Gleichheit, Selbstbestimmung und -verwirklichung, Demokratie, Menschenrechte. Das jüngste Beispiel bietet die Ukraine. »Unsere Werte« sind universell, in ihnen manifestiert sich der allgemeine Fortschritt des Menschengeschlechts. Die Postulate des Universalismus sollen ausnahmslos für die ganze Menschheit gelten. »No nation, no border«: Diese Parole der Antifa könnte auch als Motto der transnationalen Konzerne und Banken dienen. Die Antifa und Goldman Sachs in einem Boot!

Bereits Arnold Gehlen blickte mit Sorge auf den drohenden Verlust der Zwischeninstanzen zwischen Ich und Menschheit. Zu Recht: Der »Fortschritt« hat nicht haltgemacht, die Nationen fast schon aufgelöst und die Völker ihrer Eigentümlichkeit beraubt. Nun rückt er der Familie auf den Pelz: Zwischen dem Individuum und der Menschheit soll es nichts mehr geben. Nur noch individuelle Netzwerke sollen das Ich mit der Welt außerhalb der eigenen Haut verbinden.

Selbstverständlich ist diese neue global-universalistische Heilslehre nicht allgemein »vermittelbar«. Nicht den Muslimen oder den konfuzianisch geprägten Kulturen Asiens – und einer nicht unbeträchtlichen Anzahl der Bürger Rußlands offenbar auch nicht. Präsident Putins Verteidigung traditioneller Werte gegenüber den Apologeten einer Moderne, die die Herauslösung des Individuums aus allen Bindungen und den Selbstgenuß als Ziel von »Freiheit« und »Demokratie« preisen, muß den westlichen Universalisten als Atavismus erscheinen. »Ist Putin einer von uns?« fragt daher der konservative Publizist Patrick Buchanan auf seiner Netzseite. Putins Haltung trage ihm zwar den Spott der westlichen Medien und der kulturellen Eliten ein, aber, so Buchanan, der russische Präsident habe vielleicht eine viel klarere Vorstellung

in der Ukraine eingeschaltet und auf diese Frage eine provozierende Antwort gegeben: »Kinder- und Alteneuthanasie, Genderwahn, Homoterror, Abtreibung von Menschen, Wegwerfgesellschaft, Nahrungsfabriken, Überwachungsmonstrosität, *political correctness*, Marginalisierung religiösen vernünftigen Lebens, »Demokratie« einer ideologisierten Clique?«. Ein anderer Leser stimmt ihm zu: »Die seit 1968 zur Herrschaft gekommenen (Un)Werte haben sich de facto inzwischen selbst ad absurdum geführt ... die für eine funktionierende Gesellschaft nötige Wertebasis ist ganz offensichtlich nicht mehr gegeben«. Dem würde Dinesh D'Souza zustimmen, der indischstämmige konservative amerikanische Publizist, der die amerikanischen kulturellen Eliten sogar für die Attacken vom 11. September auf das World Trade Center und das Pentagon verantwortlich macht: Die unerträgliche kulturelle Arroganz der »Kulturlinken« in Verbindung mit der Machtprojektion der USA durch amerikanische Kultur und vermittels des amerikanischen Militärapparates in der islamischen Welt habe letztlich das Fundament gelegt, auf dem sich die Pläne zur Durchführung dieser ungeheuerlichen Taten hätten entwickeln können.

Der Haß, der Putin in den westlichen Systemmedien entgegenschlägt, ist Zeichen einer tiefen Kränkung des global-universalistischen Selbstbewußtseins. Hier ist einer, der dem Siegeszug der von den westlichen Eliten getragenen Moderne nicht nur Paroli bietet, sondern auch die Mittel dazu hat. Der »Kampf gegen Rußland« – so hieß ein Brettspiel für Kinder in der Zeit des Ersten Weltkrieges – ist noch nicht vorüber. Europa, schreibt der amerikanische Blogger »The Saker«, sei ein US-Protectorat auf einem sozial bankrotten Kontinent mit einer darniederliegenden Wirtschaft. Ob Europa den Kulturkrieg gegen Rußland gewinnen kann? ■

Vor 150 Jahren: Der Deutsch-Dänische Krieg 1864

von Olaf Haselhorst

Nach sechsstündiger Artillerievorbereitung brach am 18. April 1864 um zehn Uhr der Sturm auf die Düppeler Schanzen los. Aus der dritten Parallele warfen sich die Preußen zunächst schweigend und dann mit lauten Hurra-Rufen unter den Klängen des Yorckschen Marsches auf das zehn Schanzen umfassende feindliche Verteidigungssystem. Die Musikkorps waren unter der Leitung des preußischen Musikdirektors Gottfried Piefke in der zweiten Parallele aufgestellt worden.

Sechs Sturmkolonnen mit 46 Infanterie- und fünf Pionierkompanien – außerdem drei Brigaden als Reserve – brachen trotz heftiger dänischer Gegenwehr in kürzester Zeit in die Stellungen ein; die Schanzen III und V wurden nach fünf, Schanze I nach sechs Minuten erobert, nach zehn Minuten flatterten auf den Brustwehren der Schanzen I–VI die ersten schwarz-weißen Fahnen. Bei der Schanze II sprengte sich der Legende nach der preußische Pionier Carl Klinke mitsamt seiner Pulverladung in die Luft, um eine Bresche in die Palisade zu schlagen. Gegen zwölf Uhr waren auch die Schanzen VII–IX, eine Stunde darauf die Schanze X in den Händen der Preußen. Um 13,30 Uhr drangen die Preußen in die Brückenkopfstellungen ein. Die Dänen flüchteten unter Abbruch der Pontonbrücken auf die Insel Als.

Was hier vor Düppel innerhalb von drei Stunden ablief, war die militärische Quittung für einen eklatanten Völkerrechtsbruch des dänischen Staates. Der Deutsch-Dänische Krieg von 1864 besaß eine lange Vorgeschichte im Rahmen des heraufziehenden Nationalitätenkonflikts und der komplizierten Frage des dynastischen Erbrechts in Schleswig-Holstein. 1460 hatte der Vertrag von Ripen geregelt, daß die Elbherzogtümer ungeteilt und in Personalunion mit der dänischen Krone vereint bleiben sollten.

Schon 1848 hatte Dänemark versucht, Schleswig zu annektieren. Es kam zum Ersten Schleswig-Holsteinischen Krieg (1848–51), in den auch Preußen militärisch für die Sache der Herzogtümer intervenierte, aber auf Druck der Großmächte England, Frankreich und Rußland zu einem Waffenstillstand gezwungen wurde, der übrigens von den Abgeordneten des Frankfurter Paulskirchenparlaments vehement abgelehnt wurde. Am Ende stand das Londoner Pro-

tokoll vom 8. Mai 1852, das die Autonomie und die Unteilbarkeit der Herzogtümer, die in Personalunion mit der dänischen Krone verbunden blieben, rechtlich festschrieb.

Mit dem Königlichen Patent vom 30. März 1863 versuchte Kopenhagen, das Schleswig-Holstein-Problem im dänischen Sinn zu lösen. Das Herzogtum Schleswig wurde enger mit dem Königreich Dänemark verbunden, die Herzogtümer Holstein und Lauenburg erhielten einen Sonderstatus. Damit erfolgte staatsrechtlich die Trennung der bis dahin unter der dänischen Krone vereinten Herzogtümer. Gleichzeitig kündigte die Regierung eine auch für Schleswig geltende neue Gesamtstaatsverfassung an. Dies war ein klarer Bruch des Londoner Protokolls von 1852, das die Unteilbarkeit der Elbherzogtümer und den Bestand der dänischen Gesamtmonarchie garantiert hatte. In ganz Deutschland erhoben sich lautstarke Proteste gegen diesen Rechtsverstoß. Damit hatte Dänemark sich außerhalb des Völkerrechts gesetzt, den Willen der Schleswig-Holsteiner ignoriert und den Grund für eine militärische Intervention seitens des Deutschen Bundes geliefert.

Für die Ende November 1863 gegen die Einverleibung Schleswig-Holsteins in den dänischen Gesamtstaat beschlossene Bundesexekution waren folgende Truppenkontingente des Deutschen Bundes festgelegt worden: 6000 Hannoveraner, 6000 Sachsen, 35000 Österreicher und 35000 Preußen.

Die Besetzung Holsteins vollzog sich vom 23. Dezember 1863 bis zum 6. Januar 1864 völlig gewaltlos. Während Hannover und Sachsen mit Erreichen der Eider-Linie die Aufgabe als erfüllt ansahen, wollten Preußen und Österreich, die größten Gliedstaaten des Deutschen Bundes, die De-facto-Trennung der Herzogtümer nicht hinnehmen und Dänemark zur Einhaltung des Londoner Protokolls notfalls auch mit Waffengewalt zwingen.

Ende Januar 1864 hatten beide Staaten rund 65000 Mann südlich der Eider aufmarschieren lassen: Den Oberbefehl hatte der preußische Generalfeldmarschall Friedrich von Wrangel inne. Auf dem linken Flügel stand das II. Korps unter dem österreichischen Feldmarschall-Leutnant Ludwig von Gablenz (VI. k.k. Korps mit knapp 20000 Mann) ostwärts Rendsburgs, auf



dem rechten Flügel das I. preußische Korps unter Prinz Friedrich Karl von Preußen (20 000 Mann) westlich von Kiel, hinter dessen linker Flanke gruppierte sich noch eine preußische Gardedivision einschließlich einer nachgefolgten österreichischen Brigade (25 000 Mann). Die gesamten Streitkräfte Dänemarks unter General Christian de Meza zählten nominell 54 000 Soldaten.

Am 1. Februar 1864, nachdem die Dänen ein Ultimatum der Verbündeten hatten verstreichen lassen, gingen Österreicher und Preußen zum Angriff über. Der dänische Oberkommandierende hielt die Verteidigung der Dannewerk-Stellung für undurchführbar und zog seine Truppen in der Nacht vom 5. auf den 6. Februar nach Norden in die der Insel Alsen vorgelagerte Düppelstellung ab. General de Meza ließ Tag und Nacht marschieren. Trotz der winterlichen Bedingungen – bei Glatteis, dichtem Schneetreiben und beißendem Nordwind, ständig stotkenden Marschkolonnen, ausrutschenden Pferden – gelang es den Dänen, zirka 32 000 Mann zurückzuziehen.

Beim Dorfe Oeversee, wenige Kilometer südlich von Flensburg gelegen, stellten die Österreicher die Nachhut der abziehenden Dänen und attackierten sie in einem heftigen Bajonettangriff. Als Flensburger Bürger von dem Gefecht Kenntnis erhielten, machten sie sich auf den Fußmarsch nach Oeversee, um die Verwundeten zu versorgen. Dieser »Oeversee-Marsch« wird bis in die Gegenwart in Erinnerung an das historische Ereignis nachgestellt und gewürdigt.

Zügig schlossen preußische Truppen die Dänen in der Düppelstellung ein und begannen einen regelrechten Belagerungskrieg. Die Österreicher besetzten in der Zwischenzeit ganz Jütland und säuberten gegen Kriegsende mit Hilfe ihrer Seestreitkräfte die Nordfriesischen Inseln von dänischer Besatzung.

Dem vorangegangen war eine Odyssee einer österreichisch-preußischen Flottille. Bei Ausbruch des Krieges hatte in Korfu der österreichische Linienschiffskapitän Wilhelm von Tegetthoff die Weisung erhalten, aus seinen Einheiten eine genügende Anzahl auszuwählen und sie in den Englischen Kanal zu führen. Dänische

Kriegsschiffe seien aufzuspüren, Handelsschiffe dieser Flagge zu kapern und der in der Deutschen Bucht liegende dänische Flottenverband sei anzugreifen, um die Blockade der wichtigen Seehäfen Bremen, Cuxhaven und Hamburg aufzuheben.

Am 9. Mai 1864 kam es zum Seegefecht österreichisch-preußischer und dänischer Flotteneinheiten bei Helgoland. Die Flottille der Verbündeten, bestehend aus den österreichischen Fregatten »Schwarzenberg« und »Radetzky« sowie den preußischen Kanonenbooten »Basilisk«, »Blitz« und »Preußischer Adler«, traf auf das dänische Nordseegeschwader, bestehend aus den Fregatten »Niels Juel«, »Jylland« und der Korvette »Heimdal«. Nach zweistündigem, sehr heftigem Artillerieduell hatte die »Schwarzenberg« ein Fünftel ihrer Mannschaft verloren und brannte an mehreren Stellen. Die Verbündeten zogen sich unter Landschutz der damals noch britischen Insel Helgoland zurück, um die Schäden zu reparieren. Als Tegetthoff tags darauf das Gefecht fortzusetzen gedachte, waren die Dänen verschwunden. Damit hatten die Verbündeten ihr Ziel erreicht: Das dänische Blockadeschwader hatte die Nordsee verlassen, die Handelsschiffahrt hatte wieder freie Fahrt.

Nach der Eroberung der Insel Alsen am 29. Juni 1864 war der Krieg militärisch entschieden. Dänemark, das vergeblich auf das Eingreifen der Großmächte zu seinen Gunsten gerechnet hatte, willigte schließlich in die Einstellung der Feindseligkeiten ein. Am 25. Juli begannen die Friedensverhandlungen zwischen Österreich, Preußen und Dänemark in Wien. Am 1. August wurde der Präliminarfrieden unterzeichnet, dem am 30. Oktober 1864 der Frieden von Wien folgte.

Schleswig, Holstein und Lauenburg schieden aus dem dänischen Gesamtstaat aus. Österreich und Preußen verständigten sich 1865 im Vertrag von Gastein darauf, Schleswig-Holstein unter sich aufzuteilen. Was nun in Zukunft aus den Herzogtümern werden sollte, darüber gingen die Ansichten auseinander. Aus diesem Streit entwickelte sich der Deutsche Krieg von 1866, in dem Preußen siegte und Schleswig-Holstein zu einer preußischen Provinz machte. ■

1914: Letzte Atmosphärendokumente des alten Europa

von Benjamin Jahn Zschocke

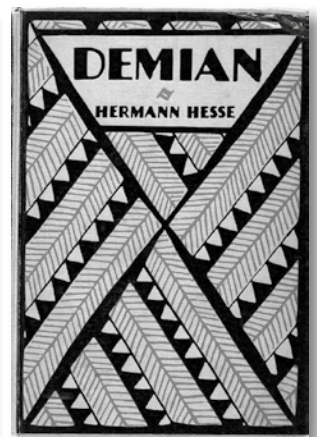
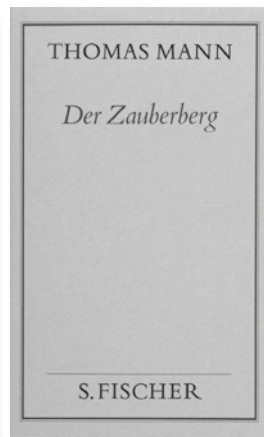
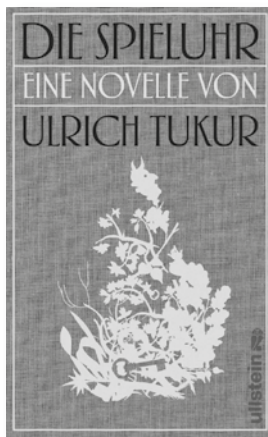
Ulrich Tukur's Novelle *Die Spieluhr* ist keinesfalls zufällig aufgemacht, als sei sie vor hundert Jahren bei S. Fischer erschienen. Tukur, als Oberstleutnant Grubitz aus dem Film *Das Leben der Anderen* (2006) bekannt, schrieb sie nach den Dreharbeiten zum Film *Séraphine* (2008), in welchem er den deutschen Kunsthändler Wilhelm Uhde (1874–1947) spielt. Örtliches Zentrum ist das französische Schloß Montrague, von dem aus seine Protagonisten Zeitreisen zu unternehmen gezwungen sind. Die gelungene Novelle reiht sich ein in die Masse der Neuererscheinungen, die den Buchmarkt anlässlich des Jahrhundertjubiläums von 1914 überschwemmt.

Tukur's Zeitreisen beginnen im August des Jahres 1912 und finden ihr Ende im Juli 1944. Schichtweise dringen die Figuren ein in eine Epoche, deren Geister heute noch umherirren; eine Epoche, die Europa unentwegt ergreift, die aber weder historisch noch psychologisch verarbeitet und überwunden ist. Manchmal scheint es, als habe das alte Europa den Zweiten Dreißigjährigen Krieg von 1914–1945 benötigt, um mit dem Tod zu ringen und ihn zu finden, auf daß der Geist einer neuen Zeit den alten ablöse. Tukur beschreibt dies so: »Die Geister jenes heraufdämmernden Reiches der Simulation und Künstlichkeit, in dem nur der farbige Abglanz einer aufgegebenen Wirklichkeit, eines vergessenen Ursprungs, die Reproduktion der Reproduktion besteht, und alles Echte, Große und Ursprüngliche im Mistkübel der Gier, der Beliebigkeit und Verblödung landet und der Mensch, ein armseliger Homunkulus, ausgeweidet und entbeint, sich nur mehr rasend und sinnlos im Kreise dreht«.

Nicht erst mit der hundertsten Wiederkehr des Epochenjahres 1914, sondern bereits kurz nach dem Ersten Weltkrieg sind literarische Werke auszumachen, die eindringliche Atmosphärendokumente der Augenblicke vor dem epochalen Donnerhall anbieten: Thomas Manns *Der Zauberberg* (1924) und, noch früher, Hermann Hesses *Demian* (1919). Letzterer erzählt die Geschichte der Freunde Emil Sinclair und Max Demian, beide durchleben die Kämpfe des Heranwachsens. Der Roman wurde 1917 abgeschlossen: Noch vor Kriegsende gelang es Hesse, dessen metaphysischen Ursprüngen unter dem Oberbegriff »In der Tiefe war etwas im Werden«

auf den Grund zu gehen. In einem von Sinclair wiedergegebenen Monolog Demians heißt es: »Er sprach vom Geist Europas und der Signatur dieser Zeit. Überall, sagte er, herrsche Zusammenschluß und Herdenbildung, ... es sei eine Gemeinschaft aus Angst, aus Furcht, aus Verlegenheit, und sie sei im Innern faul und alt und dem Zusammenbruch nahe. Sie fühlen alle, daß ihre Lebensgesetze nicht mehr stimmen, daß sie nach alten Tafeln leben. ... Diese Welt, wie sie jetzt ist, will sterben, sie will zugrunde gehen, und sie wird es.« Demian, der Seher und Verkünder, geht vielfach auf den unmittelbar bevorstehenden Wendepunkt ein, er fiebert ihm entgegen, und als Offizier wird er fallen. Der jüngere Sinclair ist von den Ahnungen infiziert und sensibel genug, die Wirkmächtigkeit des Augenblickes zu erfassen: »Es wird jetzt jeder von uns in das große Rad hineinkommen. ... Wie seltsam, daß jetzt der Strom der Welt nicht mehr irgendwo an uns vorbeilaufen sollte –, daß er jetzt plötzlich mitten durch unsere Herzen ging, daß Abenteuer und wilde Schicksale uns riefen und daß jetzt oder bald der Augenblick da war, wo die Welt uns brauchte, so sie sich verwandeln wollte.« Die neuen Geister rufen in die alte Welt hinein.

Ähnliche atmosphärische Spannungen beschreibt Thomas Mann in seinem *Zauberberg*: Ist die Szenerie des Romans an sich bereits eine spannungsreiche Endzeitmetapher, geht im Davoser Lungensanatorium mit dem heraufziehenden Krieg speziell der »Dämon der Zanksucht« um: Der Held Hans Castorp wird Zeuge, wie sich die vorhandene Stimmungsinfektion zur erbarmungslosen Krise ausweitet. Etwas Unüberbrückbares liegt in der Luft. Mann beschreibt Mißgunst, »kriselnde Gereiztheit« und fortschreitende Überfeinerung der dünnhäutigen Patienten und Moribunden. Sinnbildlich ist der Kampf zwischen dem Antisemiten Wiedemann und dem freundlichen Juden Sonnenschein der Auftakt. Im Duell des Jesuiten Naphta mit dem Gelehrten Settembrini führt das Schicksal sein furioses Finale auf; die »Reizschwelle« ist überschritten. In beiden Romanen geht eine alte Welt mit dem Ersten Weltkrieg unter, in beiden Fällen ist dem Untergang Hoffnung auf einen fruchtbaren Neuanfang beigemischt. »Die Seele Europas ist ein Tier, das unendlich lang gefesselt lag.



Wenn es frei wird, werden seine ersten Regungen nicht die lieblichsten sein«, weissagt Hesse.

Eine andere Art des Atmosphärendokuments bietet der bei Hatje Cantz erschienene Bildband 1914 – *Welt in Farbe*. 1908 wird vom elsässischen Mäzen Albert Kahn (1860–1940) das Bild- und Filmarchiv »Les Archives de la Planète« ins Leben gerufen, aus welchem das Material zum Buch maßgeblich stammt. Kahns Ziel war, »angeregt durch (seine) alarmierenden Beobachtungen zur Vereinheitlichung der Lebenswelten und Kulturen auf einer privaten Weltreise 1908/09 – die Bewahrung der kulturellen Vielfalt der Erde.« Von der Historikerin Iris Schröder stammt daher die Bezeichnung »Projekt einer Humangeographie in Bildern«.

Neben den bildlichen Dokumenten bietet das Buch einen geschichtlichen Überblick der Entwicklung farbiger Medienbilder sowie der damit einhergehenden Archivbemühungen rund um den Erdball: Ein Nachdenken über Photographie ist immer auch eines über den Umgang mit Erinnerung. Der Verleger August Fuhrmann (1844–1925) stellt in den späten 1870er Jahren sein »Kaiserpanorama« vor. Bis zum Ersten Weltkrieg haben diese Fenster in die Welt als Vorform des Kinos großen Erfolg. In geselliger Runde können zehn bis zwölf Besucher einen Blick auf das Weltgeschehen werfen – anfänglich in Schwarzweiß, später in Farbe. 1902 gelingt es dem Berliner Professor für Photochemie Adolf Miethe (1862–1927), ein erstes Farbphotographieverfahren zu entwickeln. In kaiserlichem Auftrag stellt er für die Weltausstellung 1903 rund 300 Aufnahmen vom deutschen Wald und der Landwirtschaft her, welche ein Jahr darauf als Schokoladenbilderalbum – und damit als weltweit erstes Farbphotobuch – erscheinen. Was damals entstand, erlaubt heute den wohl unmittelbarsten Zugriff auf unsere Vergangenheit.

Der Professor für Photographie Rolf Sachsse beschreibt »jedes fotografische Bild als Schnitt in Zeit und Raum«. Nachvollziehbar wird das am religiös-zauberhaften Porträt einer jungen, in Tracht gekleideten Irin, aufgenommen am 25. Mai 1913. Es ist, als betrachte man die Vertreterin einer längst ausgestorbenen Art. Ihre von Naturglauben, Tradition und Moderne zu gleichen Teilen beeinflusste Erscheinung könnte nicht typischer sein für das Ende dieser Epoche: Barfuß lehnt sie fast aufrecht, schaut dem Betrachter

entgegen. Die Stoffe ihrer Umhänge stammen offenkundig aus maschineller Fabrikation. In ihren Augen leuchten noch die Geister der alten Welt. 1910 entsteht das Hochzeitsphoto eines schwedischen Paares. In ihre Haltung, Kleidung, ihren Blick – der Mann ganz modern-europäischer Gentleman, seine Frau in volkstümlicher Tracht – mag man das hineinlesen, was über den beiden aufzieht. Man will sie warnen. Über ein ähnliches Photo schreibt Ulrich Tukur: »Das kleine Bild zeigte, was es nicht zeigte«.

Im ersten Teil des Bildbandes streift das Auge durch alle Gegenden des alten Europa und vollzieht dessen Humangeographie nach. Sei es die französische Familie, die am 24. Juni 1914 in der Pariser Rue du Pot erstaunt in die Linse Stéphane Passets schaut, sei es die Gruppe von Serben, die Auguste Léon am 7. Mai 1913 Modell steht. Den Reiz dieser Bilder macht aus, daß das Gedächtnis Europas diese Epoche schwarzweiß behalten hat und der Betrachter unweigerlich beim Kragen gepackt wird: Das waren normale Menschen damals! Mit alltäglichen Sorgen, Nöten und Freuden! Keine Schwarzweißgestalten von Knopp oder Reemtsma, die es gegeben haben mag oder auch nicht. Ebenfalls verblüfft die Vielfalt von Trachten, Gesichtstypen und Haltungen, die längst von der US-Weltkultur abgelöst und unwiederbringlich verloren sind.

Zu einer der eindrucksvollsten Abbildungen des Bandes, welcher neben den historischen selbstverständlich unter künstlerischen Aspekten bewertet werden sollte, zählt Stéphane Passets Aufnahme vom 17. September 1913. Nach dem Zweiten Balkankrieg muß die griechische Bevölkerung die bulgarische Stadt Melnik räumen. Die Flüchtlinge werden ins heute makedonische Demir Hisar verbracht. Das Gruppenbild zeigt gut fünfzig von ihnen. Die zuvor gewonnenen Eindrücke verdichten sich hier zu einer unbeschreiblichen Kraft. All den Männern unterschiedlichen Alters, die dem Betrachter in die Augen sehen, ist ihr Schicksal – das erlebte und bevorstehende – in die Gesichter geschrieben. Über den Graben eines Jahrhunderts trägt dieser gebündelte Blick eine zeitlose Botschaft zu uns: »Die Wirklichkeit ist der Schatten der Kunst. Es geht also nicht um die Wiedergabe der Wirklichkeit, sondern um die Beschwörung des Mysteriösen, die Anrufung der verborgenen Seele der Menschen und Dinge«, heißt es bei Tukur. ■

Neuer Realismus

von Karlheinz Weißmann

Das Wort »Realismus« hat für den Konservativen einen guten Klang. Mancher hält »realistisch« sogar für ein Synonym des Begriffs »konservativ«. Der Gedanke, daß Konservative sich auf die Fakten berufen können, erklärt auch den Vorbehalt gegenüber jeder »Ideologie«; es ist kein Täuschungsmanöver, wenn Konservative behaupten, keine Ideologie zu haben: Sie meinen, daß der Hinweis auf das, was ist, genügt. Sie sind »Realisten«, keine »Utopisten«, bereit, »der strengen Wirklichkeit ins Gesicht zu sehen« (Oswald Spengler), sie treiben »Realpolitik«, keine »Gefühlspolitik«. Ihre skeptische Anthropologie, ihr Geschichts- und ihr Ordnungsbewußtsein erfüllen sie mit der Überzeugung, daß »die Wirklichkeit ... rechts« (Joachim C. Fest) ist. Linke und Liberale dürfen sich deshalb, ganz gleich welchen Einfluß sie ausüben und welche Machtposition sie haben, schon als widerlegt betrachten: Die Realität wird den Konservativen rächen, auch wenn dessen eigene Kräfte nicht genügen.

Angesichts dieser Eingenommenheit für den Realismus überrascht, daß sich die Konservativen nicht für den Philosophen Markus Gabriel interessieren, der einen ambitionierten – und verlegerisch sehr erfolgreichen – Versuch unternommen hat, den Realismus auf eine moderne philosophische Grundlage zu stellen. Wahrscheinlich hat die Skepsis gegenüber Gabriels Buch mit dem theoretischen Desinteresse des konservativen Lagers zu tun, vielleicht auch damit, daß wenige diesen weiland jüngsten Philosophieprofessor Deutschlands kennen, in erster Linie aber mit dem unernsten Titel – *Warum es die Welt nicht gibt* (Berlin: Ullstein 2013, 272 S., 18 €) – und weiter mit dem unernsten Ton, den der Autor immer anschlägt, wenn er seine Leser mit irgendwelchen Mätzchen dafür zu gewinnen sucht, seinem Denkweg zu folgen. Der hat es allerdings verdient, beschriften zu werden, denn was Gabriel anbietet, ist eine Art Generalabrechnung mit zahlreichen intellektuellen Moden der Gegenwart, an erster Stelle dem Konstruktivismus und Varianten des postmodernen Denkens. Aber es geht ihm auch um die Problematik der »weltanschaulichen Großwetterlage«: das Ausgreifen der Naturwissenschaften auf alle Bereiche menschlicher Erkenntnis – Gabriel spricht von einem Prozeß der »Fetischisierung« –, den Materialismus und den neuen Atheismus. Den

»metaphysischen Trieb«, schreibt Gabriel an einer Stelle, »darf man nicht unterschätzen, denn er macht den Menschen aus«.

Gabriels »Neuer Realismus« will in erster Linie die Erkenntnisfähigkeit des Menschen rehabilitieren, schon unter Hinweis darauf, daß unsere Daseinsbewältigung im Alltag ganz selbstverständlich mit Hilfe des »Realismus der Vernunft« erfolgt, jedenfalls nicht nach konstruktivistischen Prinzipien. Der Erfolg der Spezies insgesamt spreche bereits dafür, daß wir mit der Einschätzung der Tatsachen nicht ganz falsch liegen können. Dieses Nicht-ganz-falsch-Liegen hat mit der verbreiteten Neigung zu tun, das Ganze auf sich beruhen zu lassen – ein Instinkt, der nach Gabriel in die richtige Richtung weist, weil das Ganze eben nicht erkennbar ist; der Mensch ist Teil des »Systems« Welt, er kann sich auf keine distanzierte Beobachterposition ihm gegenüber stellen und es von außen beobachtend analysieren und klassifizieren. Insofern gibt es die Welt, »den Bereich aller Bereiche«, nicht. Aber es gibt alles andere. »Der Neue Realismus nimmt also an«, heißt es, »daß Gedanken über Tatsachen mit demselben Recht existieren wie die Tatsachen, über die wir nachdenken.«

Gabriel bestreitet deshalb ausdrücklich eine Reduzierbarkeit der Wirklichkeit auf das »Universum«, also den empirisch erfaßbaren Bereich. Vielmehr ist die ganze Menge der Phänomene, denen wir uns auf verschiedene Weisen nähern, wirklich vorhanden. Allerdings erfassen wir sie auf verschiedene Weisen. Sie erscheinen innerhalb von »Sinnefeldern«, die es uns – auch vor jeder Reflexion und im Grunde von Kindesbeinen an – erlauben, Dinge und Sachverhalte aus den je geeigneten Perspektiven zu begreifen: So ist selbstverständlich klar, daß das Hausschwein nicht nur unter dem Gesichtspunkt der biologischen Klassifizierbarkeit von Interesse ist, sondern auch unter dem Aspekt seines Nährwertes, aber es kann außerdem Sympathieträger in einem Hollywoodfilm sein oder Bedeutung als religiöses beziehungsweise politisches Symbol gewinnen. Über den »Gegenstand« Schwein lassen sich verschiedene »Tatsachen« aussagen, insofern es je besonderen »Gegenstandsbereichen« angehört, was wir in der Zuordnung zu verschiedenen »Redebereichen« zum Ausdruck bringen (können), deren Zahl wie die der Sinn-

felder unendlich groß sein darf. Jede der getroffenen Aussagen ist nach bestimmten Kriterien als »wahr« oder »unwahr« zu erfassen, sie alle haben unter bestimmten Voraussetzungen ihr Recht oder Unrecht; auf diese Voraussetzungen und ihre angemessene Bestimmung kommt es an. Nur die Vermischung der Gegenstandsbereiche kann die Vorstellung von Sinnlosigkeit oder Beliebigkeit erzeugen oder die Vorstellung, daß wir »kollektiv halluzinieren«, wenn wir meinen, etwas zu begreifen, und unser Dasein letztlich nichts anderes sei als »die Tristesse eines denkenden und arbeitenden Tiers auf einem aberwitzig unbedeutenden Planeten«.

Gabriels Feststellung, »daß es kein Problem ist, Tatsachen an sich zu erkennen« und Sinnfelder zu bestimmen, mag den Konservativen sympathisch sein. Das heißt aber nicht, daß der Philosoph die Absicht hat, den Konservativen Argumentationshilfe zu bieten. Sobald das Buch den politischen Sektor berührt, wird es harmlos oder korrekt, die eigentlichen ideologischen Implikationen des Ansatzes scheinen dem Verfasser kaum klar zu sein. Er hat jedenfalls keine Vorstellung davon, wie nah er dem erkenntnistheoretischen Optimismus der Rechten steht und daß seine Ontologie und seine Rehabilitierung der Metaphysik auf diese Seite des weltanschaulichen Spektrums verweisen. Was damit gemeint ist, kann man unschwer am konservativen Mißtrauen gegenüber jedem Systemdenken ablesen und der Sympathie für den »gesunden Menschenverstand« oder den Konsens. Auf höherer Ebene hat man es mit einer Art gemäßigtem Platonismus zu tun: Wer will und wer intelligent genug ist, wer Erfahrung zu sammeln und zu nutzen vermag, kann sich dem Licht und dem wahren Charakter der Dinge annähern; wer schwach und dumm und erfahrungsresistent ist, kann es nicht. In jedem Fall gilt für Gabriel, daß die Realität unabhängig von unserer Wahrnehmung existiert und die Begriffe, auch Allgemeinbegriffe, etwas bezeichnen, was vorhanden ist.

Es liegt auf der Hand, daß man eine solche Auffassung wohlbegründet als »Realismus« bezeichnen kann, und es muß irritieren, daß es daran bis heute eine wirkmächtige Kritik gibt. Die geht auf den »Nominalismusstreit« zurück, der 1978 durch einen Aufsatz Armin Mohlers in der Zeitschrift *Criticón* ausgelöst wurde. Sie ist aber vor allem zu erklären aus der Nachwirkung von Nietzsches Perspektivismus und dessen Aufnahme beim frühen Ernst Jünger. Sie alle – Mohler, den frühen Jünger und Nietzsche – einte die Auffassung, daß es nichts »an sich« gibt, nur Namen, die für irgend etwas von irgendwem festgelegt wurden (daher »Nominalismus«). In einem der programmatischen Texte Jüngers aus den 1920er Jahren hieß es schon: »Wir ... glauben an keine allgemeinen Wahrheiten. Wir glauben an keine allgemeine Moral. Wir glauben an

keine Menschheit als an ein Kollektivwesen mit zentralem Gewissen und einheitlichem Recht. Wir glauben vielmehr an ein schärfstes Bedingtsein von Wahrheit, Recht und Moral durch Zeit, Raum und Blut. Wir glauben an den Wert des Besonderen.« Dieser »Wert des Besonderen« kann nur durch Interpretation zur Geltung gebracht werden, und die ist abhängig von Interpretieren und deren Fähigkeit, ihre Interpretationen durchzusetzen. Ob sie das erfolgreich tun, ist eine Machtfrage, nichts sonst; es gibt keine Möglichkeit, eine andere Legitimation aufzurufen, da die Wirklichkeit als solche nicht existiert. Ihre stärksten Impulse hat diese Auffassung sicher aus dem Nihilismus bezogen, der Annahme einer Welt ohne Gott, wie sie Nietzsche mit letzter Konsequenz zu denken suchte, und aus einem Voluntarismus, der alles auf den Willen des Menschen abstellte. Gleichzeitig handelte es sich um das Bemühen, den Kurzschlüssen zu entgehen, denen die rechte Intelligenz sonst zuneigte, wenn sie seit dem 19. Jahrhundert versuchte, das ältere religiöse Weltbild zu ersetzen: dem Naturalismus, den Verfallstheorien, den technokratischen Rettungskonzepten.

Das erklärt weiter, warum der Nominalismus auf den ersten Blick bestechend wirkt: Er eröffnet denen, die sich gerade noch in der Defensive sahen, abrupt einen fast unbeschränkten Handlungsspielraum. Trotzdem wird man feststellen müssen, daß die Forderung Mohlers nach einer »nominalistischen Wende« scheiterte; seine Fraktion innerhalb des konservativen Lagers blieb schwach. Sogar der wichtigste Gefolgsmann Mohlers in dieser Frage – Alain de Benoist – wandte sich nach kurzem wieder ab. Das hatte nicht nur damit zu tun, daß Mohlers Kontrahenten von Anfang an auf die Affinität des Nominalismus zu linken Weltanschauungen hinwiesen, die ihrerseits und mit mehr Überzeugungskraft die Machbarkeit der Verhältnisse postulierten. Es ging auch darum, daß Mohler die

Unterstützung, die seiner Vorstellung aus dem Pragmatismus in der Linie von Sorel zu Gehlen hätte zuwachsen können, ignorierte und sich statt dessen darauf verlegte, hohe Erwartungen in den Konstruktivismus und die Postmoderne zu setzen. Unbestreitbar war beider Nähe zu einem nominalistischen Ansatz, und Mohler glaubte, daß sie sich bei konsequenter Anwendung als rechte Konzepte entpuppen würden, jedenfalls die großen Universalismen so nachhaltig in Frage stellen könnten, daß deren Anziehungskraft ein für allemal erledigt sei. Es war insofern kein Zufall, daß er im Herbst 1984 als Leiter der Siemens-Stiftung eine Veranstaltung mit Heinz von Foerster, Ernst von Glasersfeld und Paul Watzlawick als den Repräsentanten des Konstruktivismus durchführte, die für ihn »das wichtigste« seiner Unternehmen in der Stiftung überhaupt war. Vergleichbare Energie hat

Literaturhinweise:

Ernst Jünger: *Politische Publizistik. 1919 bis 1933*. Herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort von Sven Olaf Berggötz, Stuttgart 2001;

H.[einrich] Leo: *Nominalistische Gedankenspäne, Reden und Aufsätze*, Halle 1864;

Armin Mohler: *Tendenzwende für Fortgeschrittene*, München 1978;

Armin Mohler: *Wider die All-Gemeinheiten*, Krefeld 1981.

er sonst nur noch in die Beschäftigung mit postmoderner Philosophie und postmoderner Architektur gesteckt, in denen er Vorläufer einer neuen Freiheit, jenseits der Verheißungen der Französischen Revolution, und einer neuen Monumentalität zu sehen glaubte.

Auffallend blieb allerdings, wie schwer es Mohler fiel, diese eher theoretischen und ästhetischen Überlegungen um eine politische Dimension zu ergänzen. Denn im Hinblick auf die von Carl Schmitt übernommene Dreiteilung der rechtswissenschaftlichen – und nicht nur der rechtswissenschaftlichen – Ansätze in Normativismus, Dezisionismus und Konkretes Ordnungsdenken optierte er für letzteres und nicht für die große Entscheidung, die dem Nominalismus entsprochen hätte. Ein ähnliches Zögern wird man auch in bezug auf den Faschismus feststellen können, dessen ideale Gestalt Mohler mit soviel Sympathie bedachte. Mussolinis Satz »Die Tat geht immer dem Gesetz voraus« war jedenfalls Dezisionismus reinen Wassers, und über den Faschismus hat man mit Recht behauptet, daß seine »politische Theologie ... im Grunde Nominalismus« (Walter Keim) gewesen sei; wahrscheinlich handelt es sich überhaupt um den einzigen praktischen Versuch, mit Nietzsches »Großer Politik« in der Welt des 20. Jahrhunderts Ernst zu machen. Wenn Mohler diese Denkfigur kannte, hat er jedenfalls nicht darauf hingewiesen, was vielleicht taktisch klug war, aber eben auch das Scheitern seines Vorstoßes erklärt.

Das Kernproblem des Nominalismus liegt darin, daß er den einzelnen radikal auf sich selbst zurückwirft und ihm den Eindruck vermittelt, als komme es nur auf seine Entschlossenheit und die Gunst der Verhältnisse an, um die Dinge nach Belieben zu gestalten. Das erste widerspricht dem konservativen Menschenbild, das einem solchen Individualismus ablehnend gegenüberstehen muß, weil es den Menschen immer als Glied von Gemeinschaften – der Lebenden wie der Toten – betrachtet; das zweite widerspricht der konservativen Auffassung von Geschichte, die zwar nicht dem Gesetz des Fortschritts folgt, aber auch keine Abfolge isolierter Akte ist, sondern ein Kontinuum, dessen Struktur kaum vollständig erfaßt werden kann, aber Einsicht in Zusammenhänge von Ursache und Wirkung erlaubt, was unabdingbar ist, um Erfahrung in einem höheren Sinn zu sammeln. Die wiederum hat nur einen Wert, wenn die Welt etwas anderes ist als ein ungeordnetes Chaos, dem bestenfalls geordnete Provinzen abzutrotzen sind. Wenn nur »das Besondere das Wirkliche« ist, wie Mohler meinte, dann wird Sinn immer »gemacht«, während der Konservative davon ausgeht, daß etwas Sinn »hat«, das heißt, daß der Sinn einer Sache innewohnt und entdeckt sein will. Damit ist selbstverständlich auch die religiöse Dimension berührt, das heißt die Vorstellung, daß es ein »Jenseits« gibt, einen metaphysischen Bereich, von der der Konservative nicht abgehen kann, weil da der eigentliche Sinngarant vermutet werden muß.

Letztlich hat der Rekurs auf den Nominalismus für die Konservativen nur polemischen Wert, in jenem Sinn, den Heinrich Leo meinte, wenn er in seinem Buch *Nominalistische Gedankenspäne* gegen diejenigen stritt, die »sich in die Wolkenregion gemachten Denkens und des Denkmachens begeben«, oder Leopold von Ranke, wenn er »das Formelle« und »das Reale« unterschied und dann zu dem Schluß kam, daß das »Formelle ... das Allgemeine, das Reale ... das Besondere« sei. Es gibt ohne Zweifel unter Konservativen einen wohlbegründeten Affekt gegenüber Universalismen und ihren Erlösungsversprechen sowie gegenüber jeder Art überzogener Theorie. Dem entspricht die Achtung vor der Überlieferung, der Verbindlichkeit des Hergebrachten, des Üblichen und sogar der Gewohnheit, die intuitive Abwehr rationalistischer Eingriffe, die Liebe zu den Beständen und zur »Wärme des Unaufgeräumten« (Michael Oakeshott). Das alles geht aber doch nicht so weit, daß der Konservative das Vorhandensein eines Ganzen, wenngleich eines nicht erkennbaren Ganzen, bestreitet. Er wird im Zweifel dem »Neuen Realismus« beipflichten, der kurz und knapp zu der Feststellung kommt, »daß wir die Dinge an sich erkennen, wenn wir überhaupt etwas erken-



nen«. Er nimmt an (und muß annehmen), daß die Begriffe, auch und gerade die abstrakten, etwas wirklich Vorhandenes bezeichnen, daß es Strukturen gibt, die wir zu erfassen und zu verstehen vermögen, deren Vorhandensein wir uns nicht nur einbilden, und daß der Hinweis auf eine »Konstruktion« ungenügend ist, zumal der Konstruktivismus nie voraussetzungslos arbeitet, sondern immer Fakten annehmen muß, die ihrerseits nicht konstruiert sein können. Nur unter diesen Voraussetzungen kann der Konservative das Pathos der Wirklichkeit mit Aussicht auf Erfolg in Anspruch nehmen. Er sieht sich sonst einem Wettlauf von Weltentwürfen ausgeliefert, den er nicht gewinnen kann, denn bei der Ausmalung von Zukunftsbildern, die keinen Bezug zur Realität haben müssen, sind ihm seine Konkurrenten stets überlegen. ■

Der romantische Dünger

von Götz Kubitschek

»Das Genaue ist das Falsche. Es läßt den Hof, den Nimbus nicht zu. Unsere Lebenssphäre ist das Vage, das Ungefähre« (Botho Strauß).



Es gibt in der Sphäre der Politik – also dort, wo es um den Bau und den Erhalt der politischen Ordnung geht – drei unverzichtbare Kategorien für jeden Rechten: das Volk (die ethnisch-kulturelle, nicht starre, aber erkennbar abgegrenzte Schicksalsgemeinschaft), die Nation (diese Willensbekundung des Volkes zur Souveränität) und die Große Erzählung (den Bericht über die Taten und Taten des »Wir«, das aus dieser Erzählung Kraft schöpft).

Leider steht es – um es mit einem Rest an Hoffnung auszudrücken – in Deutschland mit diesen drei Größen nicht zum Besten. Das Volk schrumpft, die Verluste werden durch Zuwanderer ausgeglichen, ein quantitativer Austausch, bei dem die Qualität (das heißt: die Unverwechselbarkeit, die aus der Verwurzelung rührt) keine Rolle mehr spielt. Man muß ja auch zugeben: Ob der weltläufige Konsument als Spanier in München, als Türke in New York oder als Deutscher in London jobben und shoppen geht, ist letztlich egal. Dem Volk wird dadurch doppelt zugesetzt, beides raubt ihm seine Eigentümlichkeit – unumkehrbar wahrscheinlich.

Zur Nation ist zu sagen, daß sie ihre Souveränität nach 1945 nie mehr zurückerhalten und allein in den vergangenen zwanzig Jahren so viele Kernkompetenzen an supranationale Institutionen abgegeben hat, daß alles politische Handeln wirkt, als klebe man Tapeten über schimmelige Wände.

Von der Großen Erzählung schließlich ist die Ausleuchtung der großen Sauerereien geblieben. Natürlich kann man Christopher Clarks Bericht über den somnambulen Taumel in den Ersten Weltkrieg für einen ersten Schritt auf dem Weg der Rückeroberung verlorener Deutungsmacht halten, indes: Während wir auf diesen klitzekleinen Historikerstreit hoffen, speist die Deutsche Filmförderung achteinhalb Millio-

nen Euro in die Hollywood-Schmonzette *Monuments Man* ein, weil George Clooney in Merseburg und Babelsberg dreht. Er behauptet in seinem Film, daß es die Amerikaner gewesen seien, die inmitten der kleinen Unordnung des alliierten Vormarsches das kulturelle Erbe der Menschheit vor der Zerstörung bewahrten. Leider hat er es versäumt, beispielsweise Halberstadt zu besuchen, dieses kriegsunwichtige Städtchen, das am 8. April 1945 innerhalb von zwanzig Minuten durch Bomben vollkommen zerstört wurde. Drei Tage später marschierten die Amerikaner in das ein, was ihre Luftwaffe übriggelassen hatte, und vermutlich zog irgendein Clooney schon damals aus den Trümmern ein Gemälde mit angekohltem Rahmen, um es für die Menschheit aufzubewahren.

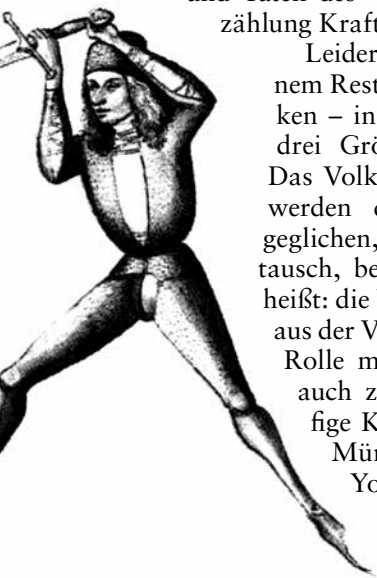
»Für uns also heißt es: überaus aufmerksam untergehen«, schreibt Botho Strauß. Mit »uns« kann er nur uns meinen.



Die Neue Rechte wird seit Alain de Benoists Programm einer *Kulturrevolution von rechts* mit Antonio Gramscis Strategie der Eroberung der kulturellen Hegemonie in Verbindung gebracht: Wer Begriffe definiere, Debatten führe und gewinne, Slogans durchsetze und die Kultur weltanschaulich kanonisiere, werde zu einem Machtfaktor, den die Politik auf Dauer nicht ignorieren könne.

Wir haben diesen Ansatz in der *Sezession* nicht nur etliche Male durchdekliniert – die *Sezession* selbst ist eine Strecke auf diesem Weg. Dabei gab und gibt es stets drei Sphären: den Einzelnen, die Politik und das Ganze.

Der Einzelne zielt auf die Verwirklichung des ihm Angemessenen und hinterläßt dabei eine Spur. Dieser Anspruch der ersten Sphäre ist in seinem Wechselspiel aus Freiheit und Bindung eines der großen, konservativen Themen – er wirft die Frage nach innen- und außengeleitetem Handeln, nach Dienst und Einpassung, Widerstand und Ego non auf; Es geht also um ein grundsätzliches Zurechtkommen, um das eigene Schicksal, um das »Eigentum« in einem weit über den Besitz hinausweisenden Sinn. Diese erste Sphäre ist total, sie ist existentiell und spielt für die Frage nach der Strategie Gramscis insofern eine Rolle, als aus ihr heraus ein Gutteil jener Persönlichkeit geformt, gestärkt und entlassen wird, die ausgreifen und Wirkung entfalten möchte.



Ort dieses Wirkens ist zum einen der politische Raum. Diese zweite Sphäre ist von der Arbeit am Machbaren geprägt, und es gibt auf Dauer nur eine Möglichkeit, in dieser Sphäre zu verweilen: indem man sich von den Gegebenheiten, den Wirkungsgesetzen und den Machbarkeitshinweisen der Politik zum Politiker erziehen läßt, von der Anmaßung also zum Angemessenen findet und weder das Ich, noch das Ganze gegen Ausgleich und Kompromiß setzt. Bleibt es beim Ich, wird man zum Narren, soll es das Ganze sein, endet es im Chaos oder in der Katastrophe.

Dieses »Ganze« nämlich – getragen nicht vom kompromißbereiten, sondern vom anmaßenden »Ich« – ist die dritte Sphäre: der Ort des großen Entwurfs, der Kunst, des Traums, der Rücksichtslosigkeit, der Lebenssteigerung, des Rausches, der Kompromißlosigkeit, des großen Moments, der irrationalen Vitalität, und nicht nur jene, die bruchlos von Luther über Nietzsche zu Hitler durchzählen, sehen in der Übertragung der Innerlichkeit, der Gralssehnsucht und der Tiefe auf die Politik den Sündenfall des deutschen Geistes an sich.



Carl Schmitts Arbeit über die *Politische Romantik* ist das Dokument einer theoretisch geglückten Selbstheilung. Schmitt selbst schwankte als junger Mann zwischen seiner Neigung zur Germanistik und seiner Einsicht in die Notwendigkeit einer Karriere als Staatsrechtler. Mit der 1919 erschienenen *Politischen Romantik* war die Entscheidung gefallen: Schmitt beschrieb den Typus des Romantikers dergestalt, daß er ihn selbst nicht mehr verkörpern wollte und konnte. Er nahm ihm zunächst die deutsche Exklusivität: Zwar habe sich das Romantische (also eine bestimmte, an der historischen Romantik ausgerichtete Art des geistigen Zugriffs) in Deutschland auf besondere Weise manifestiert und behauptet, sei aber insgesamt das Ergebnis einer beinahe notwendigen Entwicklung der modernen Psyche: Der Romantiker glaube im Gefolge Rousseaus und Herders daran, daß die aus Vernunft und Aufklärung rührende Entfernung des Menschen von seiner »Natur« ein Vorgang der Verarmung sei und daß der ungeordneten, unvernünftigen, natürlichen Begabung des Menschen Vitalkräfte innewohnten, die es zu befreien und zu feiern gelte.

Der Mensch rückt damit ins Zentrum der Schöpfung, aber nicht mehr in christlicher Demut: Er wird selbst zum Schöpfer. So verstanden, ist Romantik nach Schmitt »subjektiver Occasionalismus, d.h. im Romantischen behandelt das romantische Subjekt die Welt als Anlaß und Gelegenheit seiner romantischen Produktivität.« Von dieser Position aus versetzte der Staatsrechtler Schmitt dem Romantiker mit politischen Ambitionen den Todesstoß: Aus seiner expressiven Schöpfergeste heraus bleibt der Romantiker blind für die Realität und das Unabwendbare, dem er einen anmaßenden, eben »occasio-

nellen«, selbstgefälligen Entwurf entgegenstellt – eine Utopie, die er meist als einziger Bewohner besiedelt, und darüber hinaus nur im Geiste! Denn im konkreten Leben greift selbst der romantischste Romantiker auf jene Ordnungsleistungen zurück, die von den weniger inspirierten, weniger trunkenen Bürgern aufgerichtet worden sind. »Keine Gesellschaft kann eine Ordnung finden ohne einen Begriff von dem, was normal und dem, was Recht ist. Das Normale ist seinem Begriff nach unromantisch, weil jede Norm die occasionelle Ungebundenheit des Romantischen zerstört« (Schmitt). Anders ausgedrückt: Auch Ein-Mann-Kasernen hängen an der öffentlichen Stromversorgung.



Capisco et obmutesco, dachte Schmitt vermutlich, als er sein Manuskript abgeschlossen hatte, »ich begreife und verstumme«. 1933 blitzte seine unterdrückte Sehnsucht nach dem Großen, Ganzen, Vitalen noch einmal auf, obwohl er die Katastrophe ahnte. Die Frage nach der Wirkmächtigkeit Politischer Romantik erhält aus den zwölf Jahren folgende Antwort: Nie wieder hat eine politische Okkasion auch nur annähernd so elektrisierend und erschütternd, entfesselnd und produktiv, katastrophal und verheerend gewirkt wie diese kurze Zeitspanne. Das Dröhnen dieser deutschen Götterdämmerung hallt bis heute nach, neben den Nibelungenzug ist der Vormarsch der Wehrmacht, neben Etzels Saal ist Stalingrad getreten. Von solchen Orten findet seit jeher niemand zurück, und mit dem Hinweis auf sie läßt sich untermauern, daß sich die Politik auf das Prinzip der Verhinderung von Schmerzen, Leid und Grausamkeit gründen müsse.



»Die Spannung zwischen dem Romantischen und dem Politischen ist die Spannung zwischen dem Vorstellbaren und Lebbareren. Der Versuch, diese Spannung in eine widerspruchsfreie Einheit zu überführen, kann zur Verarmung oder zur Verwüstung des Lebens führen. Das Leben verarmt, wenn man sich nichts mehr vorzustellen wagt über das hinaus, was man auch leben zu können glaubt. Und das Leben wird verwüstet, wenn man um jeden Preis, auch den der Zerstörung und Selbstzerstörung, etwas leben will, bloß weil man es sich vorgestellt hat. Wenn wir die Vernunft der Politik und die Leidenschaft der Romantik nicht als zwei Sphären begreifen und als solche zu trennen wissen, wenn wir statt dessen die bruchlose Einheit wünschen und uns nicht darauf verstehen, in mindestens zwei Welten zu leben, dann besteht die Gefahr, daß wir in der Politik ein Abenteuer suchen.« (Rüdiger Safranski)

Hier ist das alles also wieder klar voneinander geschieden und doch väterlich vermittelt: die Politik von der Kunst, das Mögliche vom Ganzen, die soziale Frage von der Schönheit, und nicht schwer ist es, zu erkennen, worauf das hin-

ausläuft: Der panische Schrecken, den die Kunst verbreiten kann, wird ersetzt durch eine Art romantischen Dünger. Das Leben soll schon seine paar Erregungs- und Verzückungsspitzen haben, am besten aber nur Samstags zwischen neunzehn und einundzwanzig Uhr dreißig. Derlei Sphärentrennung ist vergleichbar mit dem Eifer, Museen zu bauen und um jeden etwas älteren Stein einen Zaun zu ziehen.

Alles ist behandelt, beschrieben und abgelegt, man weiß viel, eigentlich alles, aber nichts zündet mehr. Der bloßen Verwaltung des Lebens wird durch einen vom Ernst abgetrennten, inneren Erlebnispark vorgebeugt. An die Stelle der Temperaturerhöhung tritt das folgenlose »Interesse«, tritt das, was Nietzsche das »Schweißstück des Bürgers« genannt hat: geordnete Erregung, weit entfernt von dem, was der Torso Apolls zu bewirken vermochte und vermag – »Du mußt dein Leben ändern!«



Anscheinend verweigern sich nur Unbelehrbare einem neuen Trend: Neuer Realismus ist sein Name, die AfD verkörpert ihn, die *Junge Freiheit* verbreitet ihn, Vordenker beschreiben seinen spröden Charme und die ihm inwohnende Hinwendung zu Lagefeststellungen, Machbarkeitsüberlegungen und politischer Bescheidenheit. Die Fragen lauten: Wo können wir anknüpfen, welche Kröten müssen wir schlucken? Implizit bedeutet das: Wer jetzt noch mehr als das will, was möglich geworden ist, kann nicht mehr für politikfähig gelten. Denn die Sphäre der Politik, aus der bisher jeder Ansatz von rechts hinausgeprügelt wurde, scheint offen zu sein für diese Mixtur aus liberalem Konservatismus, Überdehnungswarnung und kommunitaristischer Disziplin. Nicht wenige Konservative und Rechte sehen die Chance, politisch zu Wirkung, Einfluß, sogar zu Macht zu gelangen, und es ist der Vorgang an sich, der sie dazu bringt, plötzlich auf diesen Minimalkonsens zu pochen. Endlich dabei!

Vor diesem Hintergrund und dieser Dynamik gilt es, eine grundsätzliche Entscheidung zu treffen: Sind die direkte und die metapolitische Einflußnahme auf die zweite Sphäre von solcher Bedeutung, daß sie ab sofort die Richtschnur rechten Denkens, Publizierens und Handelns sein sollten und alles, was auf die Politik ausgerichtet ist, einer Art Parteidisziplin unterwerfen dürfen? Ist die Anmaßung – diese Maximalforderung des Ichs oder des Ganzen – tatsächlich das Schlimmste, was man jetzt, gerade jetzt hineinbringen könnte in den ein ganz klein wenig aufbrechenden, durch und durch liberalen, abgesicherten, auf die Mitte hin orientierten Konservatismus?



Wer zu viele Kröten schluckt, kann nichts Großes mehr erzählen, und vor allem opfert er der Struktur das Notwendige. Anzuknüpfen heißt nämlich, auch in Zukunft auf dieses Geflecht Rücksicht nehmen zu müssen. Dies ist also eine grundsätzliche Entscheidung: für oder gegen die Sezession. Denn nur losgelöst von engen Bindungen in die zweite Sphäre gelingt es, der Großen Erzählung den taktierenden Ton zu nehmen und das Mobilisierende, Magnetische, Elektrisierende gegen den Realismus (sei er alt, sei er neu, sei er vernünftig) zu stellen, nach einem uralten poetischen Gesetz: Zwar war es nie so, wie es erzählt wird, aber es wirkt immer! »Der Reaktionär«, schreibt Botho Strauß, »ist Phantast, Erfinder (der Konservative dagegen eher Krämer des angeblich Bewährten). Gerade weil nichts so ist, wie er's sieht, noch gar nach seinem Sinn sich entwickelt, steigert er die fiktive Kraft seiner Anschauung und verteilt die *nachhaltigsten* Güter. Oder die lange anhaltenden. Oder die im Erhalten sich erneuernden.«



Es ist ein müßig, immer wieder auf die Bilanz der Politik der letzten Jahrzehnte hinzuweisen. Dieser schleichenden Katastrophe, dieser Auflösung aller Dinge fehlt das Alarmierende. Man kann ganz gut leben, wenn man über gar keinen oder einen sehr geordneten Kopf verfügt, wenn einem also die Verödung des Lebens gar nicht oder nur aus der Distanz zusetzt. Zivilisation? Für Arnold Gehlen ist das nichts anderes als die »Katastrophe im Zustand ihrer Lebbarkeit«. Das von Max Weber beschriebene »stählerne Gehäuse« aus Institutionen, Bedürfnisbefriedigung und Verwaltungsnotwendigkeit, in das sich der einzelne Mensch innerhalb der Massengesellschaft gezwängt sieht, garantiert diese Lebbarkeit und schnürt natürlich auch den Politiker in ein Korsett: Er wird zum anti-erhabenen Typ – wenn er es nicht schon immer war – und kann keine Alternative mehr formulieren.

Dies könnte nur dem gelingen, der Maßstäbe aus einer Sphäre mitbrächte, in der die Politik keine Rolle spielt: Glaube, Dichtung, Anderland. Er hätte ein ganz anderes Bild dabei, eine Große Erzählung, und vor allem wäre er von furchterregender, angemessen rücksichtsloser Entschlossenheit.

Der Einzelne und sein inneres, sein poetisches Reich – wer wirklich schöpferisch und restaurativ zugleich wirken will, muß dort gewohnt haben. Hat der ein oder andere Realist vielleicht die Geburt des Täters Claus Graf Schenk von Stauffenberg aus dem George-Kreis (mithin im Geheimen Deutschland) übersehen? Keimte nicht gerade in diesem glänzenden Offizier etwas, das zur rechten Zeit reifen konnte? Mehr von diesem Dünger! ■

Literaturhinweise:

Alain de Benoist: *Kulturrevolution von rechts*, Krefeld 1985;

Frank Lisson: »Politische Romantik oder Vom Widerspruch des Tuns«, in: *Sezession* 42, Schnellroda 2011;

Rüdiger Safranski: *Romantik. Eine deutsche Affäre*, München 2007;

Carl Schmitt: *Politische Romantik*, Berlin 1919;

Botho Strauß: *Lichter des Toren. Der Idiot und seine Zeit*, München 2013.

Der explosive Bücherschrank

von Heino Bosselmann

*Netz-Tagebuch der Sezession,
24. März, acht Uhr dreißig*

Mich würde – gerade stehe ich wieder im Kursraum – eine Zusammenstellung von Themen oder gar Fachbereichen interessieren, die Abiturienten faszinieren, ja entzünden, gar infizieren. Es kann hier alles geboten werden, von der Mathematik und den Naturwissenschaften über das Fach Deutsch und die Fremdsprachen bis hin in die Geisteswissenschaften Geschichte, Kunst und Sozialkunde und vorzugsweise aus den sogenannten Sinnfächern Religion und Philosophie. Hauptsache, der stets eher flache Puls steigt und die Amplituden zacken ein wenig aus.

Ich gehöre immerhin zu einer so dünnhäutigen Generation, daß mich im Paradies Pubertät Hesse schwer beeindruckte, Kafka mindestens unklar-ahnungsvoll verwunderte und mir Schopenhauer gar die Welt so abrupt drehte, daß ich lieber darüber schwieg. – Damals zeitgenössische amerikanische Erzähler fand ich so farbig und stimmungsvoll wie die besten Hollywood-Filme. Kopfkino!

Und Karl May. Ach, Karl May! Alles sehr, sehr uncool heute. Was ich für meine innere Orientierung und Bereicherung brauchte, das hielten meine Schul- und die Kreisbibliothek Perleberg nahezu vollständig bereit. Vielleicht konnte ich nicht alles interpretieren oder analysieren, aber es regten mich diese Stoffe tief auf! Mitunter verstehen meine Klügsten heute, eine passable bis glatte Erörterung hinzulegen, nachdem wir die Gliederungsprinzipien dazu einübten wie eine sterile Regelpoetik, die von den Kultusbürokraten so und genau so abverlangt ist, wenn dann im Abitur übers Stöckchen gesprungen wird; aber niemandem, erlebe ich, gehen Hemingway, Faulkner, Borchert beim Analysieren unter die Haut, ganz zu schweigen von den Alten wie Droste-Hülshoff oder Büchner, für deren Stoffe ich freundlich allerlei Exegese biete, damit klar wird, was da so befremdlich gesprochen wird.

Wenn man überlegt, daß Brecht, Dürrenmatt, Müller Abiturienten mal zu provozieren vermochten und mancher Camus und Beckett etwas abgewann, was ihm wenigstens seinen Alltag und all die Leit-Bilder verdächtig machte! Lange nicht mehr erlebt. Beinahe zwei Genera-

tionen lang nicht. Was bleibt? Fantasy-Welten und Vampire über Feuchtgebieten ...

Gut, mancher hatte kürzlich etwas Spaß mit Daniel Kehlmann, den Mecklenburg-Vorpommern mal zur Pflichtlektüre erhob, und man darf ja heutzutage alles mitbringen, was etwas fetzt oder gar anerotisiert ist, etwa Schlinks *Vorleser*, bei dem es neben frühem Sex vor allem um Vergangenheitsbewältigung geht, während jahrelang rauf und runter um *Die Welle* und *Die Wolke* geraunt wurde, Bücher, die außerhalb der Schule längst keiner mehr las. Ab und an, höre ich, gewinnen die Englisch-Kollegen noch etwas Interesse mit Orwells *Farm der Tiere* oder Goldings *Herr der Fliegen*. Alle Achtung, wenn's so wäre.

Neulich stellte ich klar, wie furchtbar Melville, Kafka und Robert Walser den Gedanken gefunden hätten, daß sich Jahrzehnte nach ihnen Schüler pflichtgemäß über deren Prosa beugen müßten ... Das schien die Generation Smart-Phone kurz mit ihrer akuten Unerquicktheit zu versöhnen. Wenigstens also keine Vorsatztäter, diese ollen Literaten. Mag sein, sie hatten angenommen, solche Autoren hätten eigens für die Schule produziert, um Pflichtprogramme zu beliefern. (Aber für was denn sonst, mochten sie sich gefragt haben. Denn wer bloß liest so hirnrissiges Zeug von selbst? Mußte doch wohl einen Zweck haben, wo alles in der Bildung auf Zwecke abstellt.)

Also: Ich bitte um Anregungen, die gut genug sind, ein sklerotisches System der sauren Schulpflicht und des buchhalterischen Abrechnens von Leistungen im Sinne von Herausforderungsvermeidung einerseits, aber der Optimierung von »Abi-Schnitten« andererseits aufzusprengen. Ich suche, was heute Leidenschaft weckte. Falls der Begriff Leidenschaft überhaupt noch als tradiert gelten kann.

Mein Stand: Ich verfüge selbst über ein passables Spektrum, gelte als blutvoller Typ, liebe die Inhalte meiner Fächer, aber ich komme über ein laues Klima zeitweilig wohlwollenden Konsenses im indignierten Durchhalten nicht hinaus. Ich gebe mir Mühe, die Relevanz dessen, was ich anbiete und übe, plausibel zu machen; aber das fällt schwer. Man folgt mir phasenweise durchaus gutwillig, weil ich über etwas Unterhaltungswert verfügen mag und einigermaßen inspiriert und geistreich erscheine; aber in Konkurrenz zu immer neuen Apps und zum Entertainment

der Sender sind meine Möglichkeiten vergleichsweise gering. Ich bin all den kleinen wie großen Medien gegenüber als sehr geschrumpfter Don Quijote unterwegs. – Cervantes wird übrigens auch nicht mehr gelesen, nicht mal in der Kinderbuchfassung.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: Meine Auditorien sind kultiviert und höflich; sie signalisieren mir: Komm du da vorn ruhig deiner Pflicht nach mit all deinen antiquierten Literaten und Philosophen. Wir halten das schon diese Doppelstunde noch aus, und nach etwas Rekonvaleszenz magst du gar das nächstemal wiederkommen, weil das andere, was da vorn geboten wird, ja noch öder ist. Wir dürfen da hoffentlich von einem Geben und Nehmen ausgehen.

Im Sinne einer Symbiose: Zeigen wir uns deinem altbackenen Kram gegenüber geduldig, trägst du uns hoffentlich leicht durch die paar noch notwendigen Prüfungen und sorgst für unsere Schnitte. Nicht wahr? Denn derer bedürfen wir für unsere Karriereplanungen. Prösterchen zum Abi-Ball, den wir längerfristiger und netter geplant haben als diesen unleidlichen Pflichtteil der Abschlußprüfung. Das ist nun mal der Deal mit dem System, und also mit dir persönlich und deinen uns verdammt fremden Stoffen. Krieg das bitte hin, und berücksichtige: Wir haben Druck – von den Alten, den Firmen, den Einstellungsprüfungen, dem Numerus clausus. Du weißt doch: Die Zeiten werden härter!

Und nerv nicht mit solchen Fragen nach unseren Zukunftsvorstellungen oder gar nach unserem »Selbstverständnis« oder nach so was wie »unserer Idee vom eigenen Selbst«. – Wir wollen Spaß haben, Mann! Die richtigen Klamotten einkaufen, den technischen Schnickschnack, und wir müssen nach dem Streß im Abi endlich mal wieder chillen.

Außerdem: Es geht dann erst mal nach Neuseeland oder Australien, ob mit »Travel and Work«, ob ohne. Hauptsache weit, weit weg, am besten ans andere Ende der Welt. Da ergibt sich schon was: Kiwis pflücken, die Berge aus den *Hobbit*-Verfilmungen im Original sehen, und mal Abstand haben – einen ganzen Erddurchmesser Abstand. Das reicht gerade so. Minimum. Nix Kafka, nix Bennis, nix Kant und wie die alle heißen! – Fack ju Göte!

*Kommentarbereich,
25. März, 21 Uhr*

Ach, Ihr Kleingeister,
seht Ihr denn nicht, daß Euch all Eure hohe
und höchste, ja allerhöchste Literatur, die Ihr

angeblich apperzipiert, nicht vor dem Stumpfsinn bewahren konnte? Auf der offiziellen Literaturliste für Abiturienten sind doch wunderbare Werke der deutschen Literatur verzeichnet. Was braucht's da noch mehr? Wer sich hier nicht »infiziert«, ist für die Unabdingbaren eh verloren.

Wer zu Thomas Mann überredet werden muß, wird der mit Adrian Leverkühn fiebernd die Genialität suchen? Kann der dann über Doderers *Merowinger* lachen? Wird der mit offenem Munde über den *Aufzeichnungen aus dem Kellerloch* sitzen? Oder in Gedanken die bebenden Hüften der Lucinde umfassen? Wohl nicht ...

Phantasie und Träumerei wird den zeitgenössischen Zombies mittels Pornographie (in Literatur, Film, Kirche, Politik ...) ausgetrieben. Aber gute Literatur läßt dem guten Leser immer auch Freiheit, einen Ausweg. Mein Held bei den *Abenteuern des Werner Holt* waren eben nicht die Kommunisten, Grübler oder Feiglinge, sondern der böse Wolzow. Begabte Schüler werden eigene Pfade nicht scheuen ...

Und was waren da nicht alles für coole Typen unterwegs ... Wie gerne würde ich mal mit Dostojewski am Roulettetisch zocken, oder ihm bei einem epileptischen Anfall zur Seite stehen, mit Balzac Mokka saufen und von der »Drogue« kosten, mit Gaultier einen Boxkampf bestreiten, dem besoffenen Jean Paul etwas Kluges ablauschen, oder mit Dante über die Liebe schnackern, für den blinden Milton den Schreiber machen, der Virginia Woolf eine Nacht stehlen, mit Ezra Pound die Zelle teilen, James Joyce die Brille putzen, Houellebecq die Zigaretten anzünden, und wenn man nur einmal mit Bukowski den urbanen Hipstergirls die Röcke hissen könnte ... Es ist Sehnsucht, vielleicht Liebe – und die Liebe läßt sich nun mal nicht erzwingen! Die Schreiberlinge vergangener Zeiten wollen nicht geduldet sein, sondern gebeten werden! Und das sind wir ihnen auch schuldig!

»Infizieren« kann ein Lehrer nicht, das ist zuviel verlangt, viel zuviel. Infiziert wird man nachts unter der Bettdecke mit der Taschenlampe über einem Buch ...

Lieber Meister Bosselmann, für die Katz ist jedwedes Bemühen, einer Welt, deren Vitalfunktionen digitaler Natur sind, Leben, gar Leidenschaft einhauchen zu wollen. Wo noch Leben in den Menschen ist, wird es sich Bahn brechen. Vielleicht schlagen wir Auserwählten, wir Begnadeten eine kleine Bresche ins Dickicht, aber kommen müssen sie schon alleine ...

Die Messer gewetzt,
Raskolnikow

Vor dem Bücherschrank III – Geschichtsdenker 1944

von Michael Rieger

1944 stellte sich Reinhold Schneider (1903–58) die Frage: Was ist Geschichte? Seit Jahren hatte er literarisch Widerstand gegen den Nationalsozialismus geleistet, schon 1941 war ihm die Druckerlaubnis entzogen worden, was ihn aber nicht davon abhielt, seinen »literarischen Sanitätsdienst« in der Illegalität fortzusetzen, als »Tröster«, als »einsamer Rufer in der Wüste«. Schneider war gesundheitlich schwer angeschlagen, als die Gestapo 1944 an die Tür klopfte, aber es ging noch einmal gut. Ein späterer Haftbefehl verlor sich in den Wirren der Zeit.

Unter dem Eindruck des Zusammenbruchs konnte Schneider Geschichte nur als Schlachtfeld wahrnehmen, als unerbittlichen Kampf, der die Frage aufwarf, »ob wir diese Zeit nur noch erleiden sollen; oder ob wir ihr einen Sinn abringen, der uns befähigt, in ihr zu bestehen und zu wirken«.

Wie sinnlos die Leiden auch schienen, »über allem Tun der Völker und ihrer Mächtigen, über den Schlachtfeldern, den Gräbern und in Staub gesunkenen Städten, dem Leid der Gefangenen und Heimatlosen« sah Schneider doch das »Geheimnis der Geschichte« wirken. Für den Katholiken Schneider war Geschichte nur denkbar als Heilsgeschichte, als »Weg der Welt zu ihm«, als göttlicher Plan, der dem Menschen uneinsehbar und unverständlich bleibt, weil neben den Kräften des Guten auch die satanischen Mächte mit ihrer »widergöttlichen Absicht« gedeihen.

So erfüllt sich der göttliche Plan nicht in ruhiger Harmonie, sondern allein »in der Überwältigung eines ihm entgegengesetzten Planes«. Mit anderen Worten: Die zerstörerischen, satanischen Mächte haben ein gehöriges Wort mitzureden im Prozeß der Geschichte, sie gilt es zu bezwingen, zu überwinden, wenn die »äußersten Gegensätze der Geschichte« aufeinanderprallen.

Wie Jesus der Versuchung des Teufels widerstand, kann sich der Mensch ebenfalls den Verführungen entziehen. Oder aber er gibt sich ihnen hin und entscheidet sich für »all die Macht

und Herrlichkeit dieser Reiche«, die der Satan ihm anbietet (Lukas 4,6). In diesen tausendjährigen Reichen leuchtet aber keineswegs jener Widerschein vom Reich Gottes, in ihnen herrscht allein die selbstherrliche, willkürliche Macht, ein »Wahn«, der, wie Schneider schon 1936 in einem Sonett geschrieben hatte, doch nur »tönerne Paläste« erbaut. Weshalb voraussagbar ist, daß diese Art der Herrschaft nichts von Dauer hervorbringt: »Denn Täter werden nie den Himmel zwingen: / Was sie vereinen, wird sich wieder spalten, / Was sie erneuern, über Nacht veralten, / Und was sie stiften, Not und Unheil bringen.« Auch diese eindringlichen Verse stammen aus dem Jahr 1936, aus dem berühmten Sonett »Allein den Betern kann es noch gelingen«, das zum Besten in der deutschen Literatur zählt.

Diese falsche, angemafte, anmaßende Herrschaft hatte unsagbares Unheil gebracht, aber sie mußte schließlich an sich selbst zugrunde gehen, denn die »vom Satan angebotene Macht war ja vom heiligen Ursprunge der Macht, vom allmächtigen Gott gelöst; sie war krank und mußte den krank machen, der sich ihrer bemächtigen würde.« Wen Schneider hier im Sinn hatte, stellte 1944 niemanden vor ein unlösbares Rätsel. »Dieses Reich, diese Macht ist krank, ob es auch dauert bis zum Ende.« Und das Ende war nicht mehr fern.

Damit »bleibt das Schlachtfeld der Geschichte«, auf dem das Gottesreich »mit seinen Feinden um den Menschen, um die ganze Fülle der Welt« ringt, »im letzten Sinne der Ordnung unterworfen« – und zwar einer ewigen Ordnung, an der nicht gerüttelt werden kann. So wird bei aller Gefahr der Hybris und des Wahns »des Menschen letzte Sehnsucht nach seiner Heimat von keinem Magier gestillt, von keinem Tyrannen zertreten«.

Die Sehnsucht des Menschen nach »Heimat« und »Heimkehr« kann letztlich nur spirituell gedacht werden, als Rückkehr der Seele zu Gott, als Wiederkehr in den Uranfang. Aber dieses Verständnis setzt voraus, daß sich die



Reinhold Schneider: »Was ist Geschichte?«, in: ders.: *Das Gottesreich in der Zeit. Sonette und Aufsätze*, Druckerei Udzialowa 1944, S. 291–328. Auch in: *Das Heilige in der Geschichte*, Heidelberg: Kerle 1947, S. 5–29.

Menschen vom Nihilismus, der ihnen die Sinne gründlich vernebelt hat, abwenden und sich der Tradition des Christentums wieder zuwenden. Angesichts der »Trümmerfelder des Krieges« schien Schneider die Hoffnung auf ein Wiedererwachen des christlichen Abendlands wohl begründet, aber Hoffnung kann, wie auch ihr gewichtigster Philosoph, Ernst Bloch, wußte, enttäuscht werden.

Im Unterschied zu Reinhold Schneider gesellte sich Hans Friedrich Blunck (1888–1961) zu den satanischen Mächten. In eben diesem Jahr 1944 plante die Hanseatische Verlagsanstalt die Fortführung seiner Werkausgabe; schon 1937, seinen 50. Geburtstag im Blick, waren zehn Bände erschienen. Aus naheliegenden Gründen ist es dann auch dabei geblieben.

Wie andere konservative, völkische Autoren war auch Blunck Fehleinschätzungen und Wunschvorstellungen bezüglich des Nationalsozialismus erlegen. Und er zählte zu dessen Nutznießern, wie die hohen Auflagen und seine institutionelle Verbundenheit zeigen. Man irrt nicht, in ihm einen Opportunisten zu sehen; er selbst sprach von »Taktik«. Es kann nicht überraschen, daß Blunck nach 1945 als »NS-Schriftsteller« aussortiert wurde. Doch ist die Sache komplizierter, als das leichtgängige Etikett »Blut und Boden« nahelegt. Bettina Heyl (*Geschichtsdenken und literarische Moderne*, Tübingen 1994) hat demonstriert, wie sich Bluncks Werk differenziert betrachten läßt, um dessen Besonderheit zu verstehen. Daß Blunck, ohne ein genuiner Vertreter nationalsozialistischer Literatur zu sein, ein Schriftsteller im Nationalsozialismus wurde und somit auch dessen »Instrument«, sei die Folge eines »inhaltlich wie formal wenig dezidierten und konturierten Erzählwerks«, das durch »Mehrdeutigkeiten«, »Unbestimmtheit«, eine »kalkulierte ›Passivität‹« geprägt sei – keineswegs Merkmale »eindeutiger« NS-Literatur.

Obwohl die Literatur leider völlig hinter der Politik verschwunden scheint, lassen sich die ästhetischen Muster auch auf Bluncks Funktionsrolle beziehen. Zwar ging Blunck als Präsident der Reichsschrifttumskammer (1933–35) von einer ständischen Neuordnung des literarischen Lebens aus – im Gegensatz dazu war er Aushängeschild einer Bewegung mit totalitärem Anspruch. Im Dezember 1934 überraschte Bluncks Idee eines Konkordats mit der jüdischen Bevölkerung, was die Gestapo schlicht als »abwegig und absurd« bezeichnete – obwohl er darüber sein Amt loswurde, engagierte er sich aber sogleich wieder im Vorstand des Deutschen Auslandswerks (DAW, 1936–40). Blunck schwebte ein europäisches Dichter-Netzwerk in Form von Freundschaftsgesellschaften vor – mußte sich aber bald mit Joachim von Ribbentrops anders

gelagerten Interessen arrangieren, bis Blunck sich aus dem zunehmend von der SS dominierten DAW zurückzog.

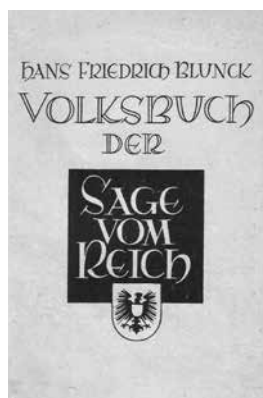
Über viele Jahre hinweg partizipierend, agierte Blunck nicht als Nationalsozialist, aber im nationalsozialistischen Machtgefüge, mehrdeutig, wenig dezidiert bis »kalkuliert passiv« – als »Instrument« der Gleichschaltungs- und Propagandapolitik. »Es fehlte ihm die Stärke zu schaden«, so Wilhelm Stapel rückblickend, »aber auch die Stärke zu mehr als einem geflüsterten Nein.«

Vor dem Hintergrund des Zweiten Weltkriegs, den Blunck – der Infanterie vor allem für Lesungen zugeteilt – 1940 in Frankreich, 1941/1942 dann in der UdSSR erlebte, entstand die zweibändige *Sage vom Reich* (1941/43), ein antikisierendes Epos deutscher Geschichte bis zum Ersten Weltkrieg, ein, gelinde gesagt, recht sperriges Stück Literatur. Ausgerechnet diese germanisch-nationalistische, mit antijüdischen Einsprengseln versehene Sage landete 1944 auf der schwarzen Liste, während Blunck im selben Jahr eine Prosafassung, das *Volksbuch der Sage vom Reich*, veröffentlichen konnte.

Der Grund der Anfeindung lag in der gleichfalls nicht zu übersehenden christlichen Dimension: »Ewig wird Europa sich blutend zerreißen. / So will's Gott nicht ...« Dabei nutzte Blunck nicht urplötzlich christliche Bilder, wie das ebenfalls indizierte *Andachtsbüchlein* von 1942 (geschrieben 1936) belegt. Schon in anderen Passagen seines in weiten Teilen vor 1933 entstandenen Werks wie in der Erzählung »Seltsame Begegnung« (1925) hatte er Wotan und Jesus einander auf einem Feldweg in der Heide begegnen und sie als »Brüder« aus einer übergeordneten göttlichen Quelle hervorgehen lassen. Nun aber mißfiel die Verknüpfung von germanischer Mythologie und christlichen

Motiven jenen Kräften, die das Christliche durch germanische Konstrukte verdrängen, auslöschen wollten, was, bei aller Distanz zur Kirche, Bluncks Sache nicht war: »Und stärker als das Drängen des Dunklen ist der Ruf des Ewigen Vaters«, heißt es dann auch im *Volksbuch*, »alle Seelen warten auf Ihn, auch in darbedenden Stunden, wissend, daß viele noch sterben, Gezeiten taumelnden Leides über die Fluren kommen werden, dennoch wissend vom ehernen Willen des Schöpfers ums Reich und von der Menschen zu Ihm aufglühenden Sehnsucht.« Diese Schlusssätze des *Volksbuchs* trafen auf die unmittelbare Gegenwart des Jahres 1944 und erinnern, so überraschend es ist, an Reinhold Schneiders Satz, daß »des Menschen letzte Sehnsucht nach seiner Heimat« von den dunklen Mächten, sei das von ihnen verursachte Leid auch noch so unvorstellbar, nicht zerstört werden könne.

Die ästhetische Mehrdeutigkeit hätte Blunck durchaus Möglichkeiten geboten, sich



Hans Friedrich Blunck: *Volksbuch der Sage vom Reich*, Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1944.

den Fängen »des immer Verneinenden« zu entziehen. Das hätte jedoch den eindeutigen Willen des Autors vorausgesetzt.

Friedrich Georg Jünger (1898–1977) zählte weder zu den entschiedenen Gegnern des Nationalsozialismus wie Reinhold Schneider, noch ließ er sich auf das Regime ein wie Hans Friedrich Blunck. Statt dessen hatte er sich in seine Silberdistelklausur zurückgezogen (siehe *Sezession* Nr. 55/2013, S. 44–46) und 1944 mit *Die Titanen* eine mythologische Studie veröffentlicht, die dem politisch-historischen Geschehen weit entrückt schien. Die Epoche als »Zeit des Titanismus« charakterisierend, sparte Jünger aber nicht »mit verschlüsselten Bezugnahmen auf die Gegenwart« (Andreas Geyer) und nutzte die griechische Mythologie so zur Entschlüsselung des Zeitalters.

Die Titanen, wie Kronos und Rhea, Okeanos und Tethys, sind keine Götter, sie gehen den Göttern voraus. Ihre Namen lassen sich leicht mit elementaren Urmächten wie der Zeit und dem Wasser assoziieren, und so ist es »der Gang der Elemente, dem sie gebietend vorstehen«, als »Erhalter, Bewahrer, Hüter, Wächter und Lenker« einer Ordnung, die sie selbst aus dem Chaos geschaffen haben.

Der Mensch ist »untrennbar an diese titanische Ordnung gebunden«, an »Zeitlauf, Jahreslauf, Tageslauf«. Geborgen in dieser geschichtslosen Ordnung, braucht er »nicht mehr wach, argwöhnisch und berechnend zu sein«. Mit Jean Gebser können wir auch vom archaischen Urmenschen sprechen, von »der gänzlichen Ununterschiedenheit von Mensch und All«. So wiegt sich der Mensch »in den Gang des Elementes ein« und folgt ihm »von der Geburt bis zum Tode«. Darin besteht seine einzige Aufgabe, und »um diese Aufgabe zu erfüllen«, bedarf er keiner Götter, Städte, Staaten oder Gesetze.

Der Sturz der Titanen durch ihre Nachfahren Zeus, Hades, Poseidon, um nur drei zu nennen, ist ein Machtwechsel, der die Ordnung verwandelt – die Geschichte bricht ein in die Zeit, die Menschen erwachen, sie stehen unvermittelt den Göttern gegenüber. Aber die Götter vermögen nicht, die Titanen »auszurotten«, denn das »Titanische gehört unverlierbar dem Bau der Erde an« und kann »nicht aus ihm weggedacht werden«. Sie bleiben in die Tiefe verbannt, wie Hesiod beschreibt, in der Übersetzung von Voß: »Allda sind die Titanen im nachtenden Schlunde des Dunkels / Eingehemmt, nach dem Rathe des schwarzumwölkten Kronion, / Tief in der dumpfigen Kluft, am Rand der unendlichen Erde.«

Nun muß sich der Mensch mit den Göttern herumschlagen – und mit sich selbst. Anstatt sich einfach dem Fluß der Zeit zu überlassen, auf natürliche Weise in die Ordnung der Welt eingebunden, ist er nun aufgerufen, sich bewußt

in die Ordnung der Götter einzufügen und sein Handeln und seine Entscheidungen an ihren Geboten auszurichten. Was bekanntlich zu Konflikten zwischen Göttern und Menschen führen kann, um es milde auszudrücken – worum sonst drehte sich die griechische Mythologie?

Wenn aber der Mensch gegen diese Gebote aufbegehrt, seine Fähigkeiten und Möglichkeiten überschätzt und die Selbstbestimmung zum alleinigen Maßstab seines Handelns macht, um seinen eigenen Willen durchzusetzen, verstößt er gegen die Ordnung und überschreitet »die ihm zugeordnete Sphäre des Erreichbaren«. Damit wird er ein »Feind der Götter«, und sie lieben es nicht, »wenn der Mensch sich übernimmt«. So ziehen sie sich vom Menschen zurück und überlassen »ihn sich selbst« – wenn dies aber geschieht, kehrt das Titanische wieder und »macht seinen Herrschaftsanspruch geltend. Denn wo keine Götter sind, dort sind Titanen.« Gibt sich der Mensch den titanischen Kräften hin, ist die

Katastrophe vorprogrammiert: »Man ruft die Titanen nicht ungestraft.«

Die Strafe folgt auf dem Fuß. Dem titanischen Menschen haftet stets etwas »Unfertiges« an, er »muß das Haus und den Becher zerbrechen« und verfällt seiner Allmachtsphantasie, jener »kranken Macht«, jenem »Wahn«, von dem Reinhold Schneider sagt, daß er doch nur »tönerne Paläste« baue. »Wo kein Maß ist, kann es auch nichts Großes geben«, schreibt Jünger. Wer selbst Element sein, die Natur überwältigen und beherrschen will, geht einen »Weg, der ins Unbetretene führt, den wenigsten bekannt, und wer ihn geht, der mißt nicht ab, wohin er geht und

durch wen er geführt wird. Wo aber ist sein Ende?»

Nur im unausweichlichen Untergang – den die Zeitgenossen erfahren haben. Denn der Titanismus des Menschen »wird sichtbar in riesenhaften Plänen und Anstrengungen, die alles Maß überschreiten und kläglich scheitern an der Erschöpfung aller Kräfte.« Ein Satz wie ein gestochen scharfes Schwarzweißphoto Deutschlands im Jahr 1944.

Jüngers Entzifferung der Geschichte trifft sich wie gezeigt mit den prophetischen Mahnrufen Reinhold Schneiders, und beide treffen sich mit Gedanken des wichtigsten Schülers von Othmar Spann, Walter Heinrich. Auch er betont, daß »Herrschaft immer an transzendente, übernatürliche Qualität geknüpft ist« und deren Auseinandertreten einen Verfall »ins Titanisch-Kriegerische einer rein materiellen Männlichkeit« nach sich ziehe. – So stehen sie im Bücherschrank nah beieinander, diese drei völlig unterschiedlichen Autoren mit ihren je eigenen Möglichkeiten und Grenzen, den unmittelbaren Prozeß der Geschichte mythisch-poetisch auszudeuten. ■



Friedrich Georg Jünger:
Die Titanen,
Frankfurt a.M.:
Klostermann 1944.

Autoren dieses Heftes

Prof. Dr. Thomas Bargatzky, 1946, lehrte als Professor für Ethnologie an der Universität Bayreuth und ist seit 2011 emeritiert.

Mythos, Weg und Welthaus. Erfahrungsreligion als Kultus und Alltag, Münster 2007

Heino Bosselmann, 1964, unterrichtete an Gymnasien, wandte sich ab und lebt nun als freier Publizist.

Dr. Norbert Borrmann, 1953, studierte Architektur, Kunstgeschichte und Geschichte in Berlin und arbeitet in der Denkmalpflege.

Die große Gleichschaltung. Vom Verschwinden der Vielfalt, Schnellroda 2013

Warum rechts? Vom Wagnis, rechts zu sein, Kiel 2011

Siegfried Gerlich, 1967, arbeitet freischaffend als Autor und Pianist.

Richard Wagner. Die Frage nach dem Deutschen, Wien 2013

Ernst Nolte. Portrait eines Geschichtsdenkens, Schnellroda 2009

Olaf Haselhorst, 1963, studierte Geschichte und Slawistik in Hamburg und St. Petersburg, Publizist und Übersetzer.

Der Deutsch-Dänische Krieg 1864, Graz 2013

Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71, Graz 2009

Ellen Kositzka, 1973, arbeitet als Redakteurin der *Sezession* und als freie Publizistin. Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.

Gender ohne Ende oder Was vom Manne übrigblieb, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der *Sezession*.

Dr. Erik Lehnert, 1975, promovierter Philosoph, arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS).

Herausgeber des *Staatspolitischen Handbuchs* (bald vier Bände)

Wozu Politik? Vom Interesse am Gang der Welt, Schnellroda 2010

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist.

Die Verteidigung des Eigenen. Fünf Traktate, Schnellroda 2011

Dr. Michael Rieger, 1972, ist Literaturwissenschaftler und freier Publizist; er lehrt an der Universität Hamburg.

»Man reist ja nicht, um anzukommen ...« – *Schriftsteller auf Reisen*, Darmstadt 2011

Dominik Schwarzenberger, 1980, studierte Politikwissenschaft und Geschichte und ist freier Publizist.

Panuropa und totaler Mensch. Das politische Denken Richard Coudenhove-Kalergis, München 2006

Werner Sohn, 1950, arbeitet als Sozialwissenschaftler in einer Dokumentations- und Forschungseinrichtung.

Epictetus. Ein erzkonservativer Bildungsroman mit liberalen Eselsohren, Norderstedt 2010

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, promovierter Historiker, unterrichtet an einem Gymnasium und ist Wissenschaftlicher Leiter des Instituts für Staatspolitik.

GegenAufklärung. Gedankensplitter. Notate. Sentenzen, Berlin 2013

Armin Mohler. Eine politische Biographie, Schnellroda 2011

Benjamin Jahn Zschocke, 1986, lebt und arbeitet als freischaffender Künstler in Chemnitz, Berlin und Buenos Aires. www.benjaminjahnzschocke.de

Bücherschrank IV – 60 Jahre Pixi

von Ellen Kositzka

Es gibt in unserer Familie ein Spielchen, das bei längeren Fahrten beliebt ist. Einer zitiert einen Satz, und wer errät, aus welchem Buch er stammt, darf den nächsten Satz vorgeben. Gemeinsame Lesegrundlage sind ein knappes Hundert Werke. Auch die Kleinsten raten – erfolgreich – mit. Sie tippen den richtigen Titel, obwohl der Satz nur lautet: »Ja, das ist eine gruselige Geschichte«, oder: »Ich wollte, alle Leute wären heute so glücklich wie ich.« Wie das geht? Es geht, weil der Lesekanon aus *Pixi*-Büchern besteht.

Mein Kinderzimmer war bucharm, was den Dauerbestand anging. Ich hatte früh einen Ausweis der Leihbibliothek, zum Eigentum zählte hauptsächlich eine große Plastikbox voller *Pixi*-Bücher. Auf der ersten Innenseite standen drei durchgestrichene Namen – von älteren Cousins und einem Nachbarkind – und dann mit Filzstift, erst in Blockbuchstaben, dann mit unge-

vergangenen Monaten grob geschätzt je zwanzig-, dreißigmal (der gerade drei gewordenen Tochter) vorgelesen. Bei den größeren Geschwistern hatte ich diejenigen Bücher, die nur Abzählreime, Sprüche oder Zungenbrecher enthielten, gemieden. Mir war der pädagogische Sinn lange entgangen. Mittlerweile werden diese Büchlein am liebsten gelesen, die Kinder freuen sich an Maß, Rhythmus und ironiefreiem Quatsch. »In der bimbambolschen Küche / geht es bimbambolisch zu, / Denn dort tanzt der bimbambolsche Ochse / Mit der bimbambolschen Kuh« – das fetzt mehr als lahme Geschichten vom »Wackelzahnfest« oder vom superpfiffigen Raben »Socke«.

Früher war's besser: Das allenthalben beargwöhnte Verdikt der Kulturpessimisten bewahrt sich in Sachen *Pixi* aufs neue. Die meisten der neueren *Pixi*-Bücher, von Großmüttern in wohlmeinender Absicht geschenkt, sind weitergegeben



Der kleine rote Lieferwagen: Die Kinder haben einen neuen Bollerwagen. Ulrike zu Andreas: »Wir wollen nicht nur spielen. Wir sollten etwas anderes machen. Vielleicht könnten wir auch jemandem helfen!« (*Pixi* 67, 1959)

lenker Schreibrift, »Ellen«. Es gab in meinem Leben bislang kein *Pixi*-freies Jahrzehnt: In den Siebziger wurden sie mir vorgelesen, in den frühen Achtzigern las ich sie selbst, ab den neunziger Jahren fungierte ich als Vorleserin. Mittlerweile ist die Sammlung, auf etwa vierhundert Stück angewachsen, dem zehnten Kinderhandepaar überantwortet worden. Zahlreiche Exemplare muten mit ihren Klebestreifen reichlich antik an. Das sind die besten Exemplare, sie haben sicher den hundertsten Lesedurchgang hinter sich. Oder weit darüber: Die *Pixi*-Exemplare *Schneewittchen* – in hübschen Versen –, *Jakob ist ein Zottelbär* und die melancholische Aussteigergeschichte *Viktor baut eine Brücke* habe ich allein in den

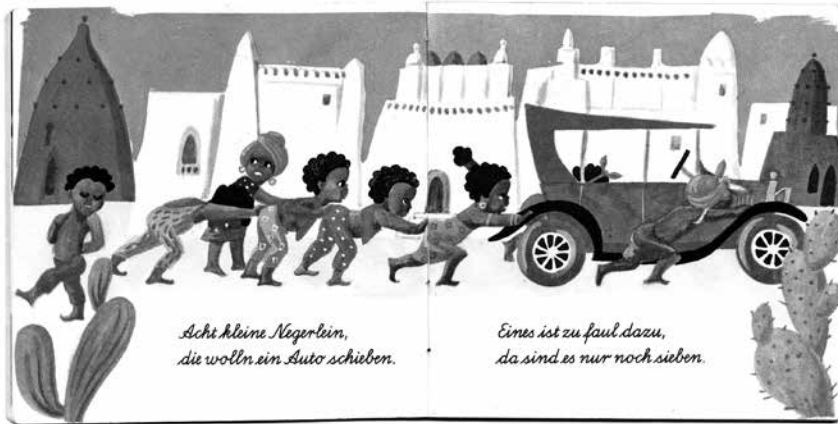
oder der Papiertonne überantwortet worden. Sie sind wirr, ästhetisch wenig ansprechend und moralisch seltsam, sie mögen nicht vorgelesen werden. Sie weisen Satzbauten, Nebenhandlungen und dadaistisch anmutende Effekte auf, die vielleicht für Zwölfjährige schlüssig oder inspirierend wären – aber wer liest mit zwölf noch *Pixis*? Die aktuellsten Serientitel, auch die unter Federführung von Heidi Klum, Giovanni di Lorenzo und anderen Prominenten gedichteten, müssen darum in dieser Zusammenstellung fehlen.

Pixi bedeutet Kobold oder Wichtel. Der Däne Per Carlsen nannte die Bücher im Zehnmal-zehn-Zentimeter-Format großen Mini-Bücher so, als er nach Hamburg kam, um hier einen

Tochterverlag zu gründen. Eine ähnliche Reihe (A *Pixie Book*) gab es in den USA schon seit den vierziger Jahren. Carlsen gab zunächst einige Folgen mit dem dänischstämmigen Bären Petzi heraus (der erst später in die *Pixi*-Reihe integriert wurde) und verlegte 1954 das erste *Pixi: Miezekätzchen*. Unter Buchhändlern galt das Format zunächst als »Schund«, der Verkaufserfolg aber sprach für sich: 100000 betrug die Auflage im ersten Jahr.

stute oder das Zirkuspferd und sich um eines All-einstellungsmerkmals willen in roter Farbe wälzt. Das beißt in den Augen – so geht's nicht!

Noch engagierter im Ton werden die Geschichten ab den Siebzigern. In *Teddy und das rote Auto* rast der Angeberteddy alle kleinen Tiere über den Haufen, bis er im Elefanten einen unumstößlichen Gegner findet. Teddys Auto ist hin, und alle gucken. Wer den Schaden hat,



Zehn kleine Negerlein: der bekannte Kinderreim. Heute: No-go-Area. (*Pixi* 74, 6. Auflage 1977)

Das erscheint viel, ist aber wenig gegen die heutigen Zahlen: Jährlich gehen 13 Millionen dieser Büchlein über die Theke. *Pixi* kennt man in den meisten europäischen Ländern, von Albanien bis zu den Färöer-Inseln, und selbst in Taiwan und Syrien. Dieses Jahr feiern die *Pixi*-Bücher sechzigjähriges Jubiläum.

Die *Pixi*-Bücher der ersten fünfzehn Jahre sind in ihren abgerundeten Inhalten simpel und bieder. Sie titeln *Tierkinder im Walde* oder *Hundegeschichten* und eignen sich für die Aller kleinsten ab zwei Jahren. In den frühen Sechzigern gibt es etwa den autoritären Struwelpeter im *Pixi*-Format und den Roten Blitz mit dem »Negerpüppchen Tintenklecks« als Protagonisten. Zahlreiche Übersetzungen aus dem Amerikanischen treten hinzu, sind auch im US-amerikanischen Stil der sechziger Jahre gezeichnet. Es wird

braucht für Spott nicht zu sorgen! Hübsch auch *Wer macht die Wurst?*: Man ehre das Handwerk! Jeder hat seine Aufgabe: »Und wer putzt die Schuh'? – Du!«

In *Hilda Putzteufel* (1973), einer klassischen 68er-Geschichte (und zugleich ein familiärer Dauerbrenner), kann es Hilda »nie sauber genug« sein. Kaum ist der häusliche Staub beseitigt, gibt es schon wieder Spinnweben. Hilda kauft einen Staubsauger und wirft die ekligen Tiere aus dem Haus. Da entwickelt der Staubsauger eine böse Eigendynamik ... und bläst Hilda in hohem Bogen hinaus.

Der Ton wird moralischer und aufklärerischer. Das wunderhübsche *Pixi Rudis Stablampe* ist eine kindgerechte Übersetzung von Goyas berühmtem Bild »La sueño de razón produce monstruos«: Bei einem nächtlichen Gang wäht Rudi



Viktor baut eine Brücke: »Ich würde gern auch mal ein paar Menschen sehen«, vertraut der Eremit Viktor seiner zahmen Möwe an. Es kommen Menschen auf die einsame Insel. Immer mehr. Irgendwann langt's. (*Pixi* 177, 1974)

mitunter ordentlich psychologisiert, das schadet aber nichts. Da wäre Peterle, der kleine Kater, der aus Selbstschutz allen Tieren aggressiv gegenübertritt und sich dadurch manchen Stich und Schnabelhieb einfängt. Er wird draus lernen! Oder die Fohlengeschichte des Junghengstes Max, der so gern berühmt wäre wie die Renn-

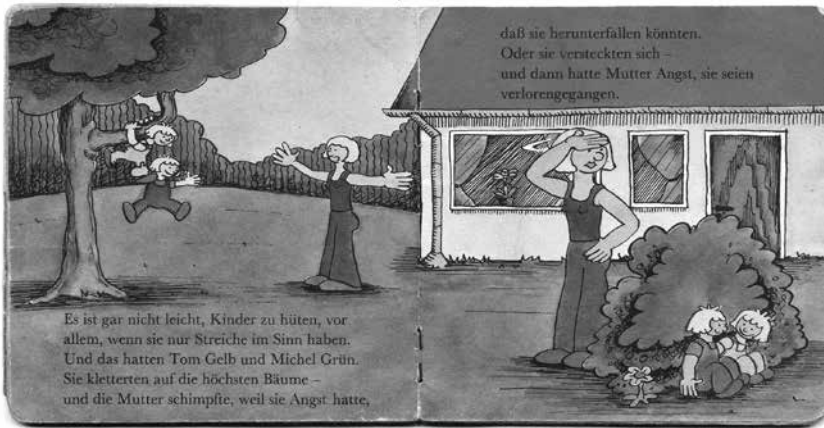
überall Ungeheuer. Der helle Schein der Taschenlampe bringt Aufklärung: Das ist kein Gorilla, das ist Buschwerk! Und jenes kein Hammermonster, sondern nur eine Müllkippe!

Oder nehmen wir *Jo, der Cowboy* (1978): ein Buch der genderahnenden, migrantophilen Zwischenzeit. Mädchen sind verletztlich, tragen

noch Zöpfe, aber bereits Latzhosen. Ein kleiner Nicht-Weißer stellt sich auf die Seite der Mädchen, die vom wilden Jo gepeinigt werden. »Jo träumt nur von Cowboys und Indianern. Die sieht er im Fernsehen.« Dauernd gibt es Ärger wegen Jo! ADHS war damals noch kein Begriff.

Die Folgen der späten siebziger und frühen achtziger Jahre sind noch hübsch klar gemalt (hervorzuheben wären so großartige wie künstlerisch

ein paar Folgen *Prinzessin Horst* (mit Krankenschwester Volker). Eine Rezensentin urteilte zu treffend: »Für sehr coole, ironische Eltern«. 2009 wurde die gräßliche Serie *Die kleine Prinzessin* (mit Einzelfolgen wie *Ich will die neuen Schuhe*, *Ich mag keinen Salat*, *Ich laß mich nicht kämmen*) aufgelegt, in der ein verwöhntes Töchterchen ihre ganz und gar hilflosen Eltern malträt. Cui bono?



Tom Gelb und Michel Grün: Manchmal gibt es Zwillinge, sogar bei 68ern. Die treiben nur Schabernack. Aber einmal haben sie eine richtig gute Idee. (Pixi 218, 1973)

unterschiedliche Illustratoren wie Iben Clante, Ilon Wikland, Richard Scarry, Erika Meier-Albert oder das erst jüngst verstorbene Ehepaar Rettich), die Inhalte drehen sich oft um Begrifflichkeiten wie Hilfsbereitschaft und Verantwortung (in *Das Hundekörbchen* und *Strubbel und Purzel* haben die Kinder Hunde, aber die machen ordentlich Arbeit ...), was noch an Sekundärtugenden wie »Pflichtbewußtsein« erinnern mochte.

Ab Mitte der achtziger Jahre kam es, groß gesagt, zu einem ästhetischen *relaunch*, der mit einer Verflachung der erzählten Geschichten einherging. Selbst in den einzelnen Märchenfolgen, die es nach wie vor gibt, dominiert ein plumper, pausbäckiger Strich. Motto: Sie sind wie du, lieber Leser, der du sicher gern Fernsehen schaust, sie sind sehr heutig und sollen dich nicht in ein fernes Reich führen, sondern deine Alltagswelt harmlos und unterhaltsam bereichern.

Und zur Fußball-WM der Frauen gab es 2011 eine Serie mit *Mädchen am Ball*: »Mädchen wollen Fußball-Spaß! Diese Serie richtet sich an Anfängerinnen und Fortgeschrittene sowie an echte Cracks zwischen Bolzplatz und Stadion.« Der Zeitgeist schreibt mit. Freilich tut er dies bei Kinderbüchern seit je, interessant ist, daß der antiautoritäre und in jeder Hinsicht »queere« Vergesellschaftungston hier im kleinsten Format und bei der jüngsten Zielgruppe angekommen ist.

Im diffusen Zwischenreich zwischen gräßlich und schön rangieren unsere Dutzend *Conni*-Bücher, die zum größten Verkaufserfolg des Carlsen-Verlags gehören. Mittlerweile existiert ein umfassendes *Conni*-Universum, es gibt *Conni*-Romane, -E-Books und -Apps. Zu meinem eigenen Freundeskreis zählte Conni noch nicht, aber mit den ersten Kindern hielt das fröhliche Mädchen mit seiner stromlinienförmigen Bilderbuch-



Das Rehkitz: »Der Jäger dachte an seinen Sohn. Wenn der sich im Wald verlaufen hätte und hungrig und frierend irgendwo läge ...« Es wird kein gutes Ende nehmen. (Pixi 276, 1978)

Ab 2001 kommt das Mädchen *Anna* mit ihrem vertrottelten Vater zum Zug: Der Papa tut immer groß, dabei kann der Idiot nicht mal einen Weihnachtsbaum oder ein Zelt aufstellen. Männer!, lautet die Lektion für die jungen Leserinnen: große Klappe, nichts dahinter. 2007 gibt es

familie Einzug bei uns. Conni lernt schwimmen, Conni backt Pizza, Connis erster Flug ... Eine Zeitlang war das hier im Hause sehr angesagt. Es ging, bis die ersten CDs kamen und mit ihnen ein enervierender Fröhlichkeitston, eine bundesrepublikanische Heiterkeit und süßliche Versteh-Stim-

men, die uns Eltern unerträglich waren. Wir sagten nichts. Was soll man schon sagen gegen eine Familie, in der alle Fragen des Lebens im überglücklichen Heiterkeitsmodus bearbeitet werden?

Irgendwann tauchte eine selbstaufgenommene Kassette auf. Die beiden Großen, damals vielleicht acht und neun Jahre, hatten eine eigene

vau-Büchlein (hochspannend: *Die kleine Lok und Hubbi, der fröhliche Hubschrauber*) des alten Pestalozzi-Verlags ebenfalls familiären Kultstatus haben. Carlsen hatte sich auch das Zehnmal-zehn-Zentimeter-Format patentieren lassen. Das führte zu einem – zugunsten von Carlsen entschiedenen – Rechtsstreit, nachdem die Abenteuer



Conni: Lebe lustig, lebe froh, wie die Maus im Haferstroh: Conni kennt keine Krisen. Die Welt ist rund und bunt, alle sind glücklich. (Pixi 1201, 2003)

Conni-Kassette eingespielt. Die x-fach abgenuddelte Eingangsmelodie (»Conni! Conni! Mit der Schleife im Haar!«) war aufs Rüdeste abgewandelt worden. Wenn meine Erinnerung nicht trügt, hatte Conni nun ... eine Meise im Haar? Oder was? Jedenfalls waren die selbstkreierten Folgen barbarisch und führten den Nettigkeitston ad absurdum. Sie titelten: Conni trinkt Bier, Connis erster Fluch, Conni klaut Zigaretten. Das war nicht bedenklich, es war ein kindliches Emanzipationsstreben. Uns gefiel es klammheimlich, daß unsere stockkonservativen Kinder hier eine revolutionäre Ader aufblitzen ließen. Den Kleineren steht

von Lurchi, dem Werbeträger der Schuhfirma Salamander, ebenfalls in der Größe zehn mal zehn herausgekommen waren. Apropos Lurchi: Diese heldenhafte Amphibienfigur erlebte seit 1937 – gut geerdet durch allerbestes Schuhwerk – famose Abenteuer in aller Herren Länder. In den Neuaufgaben sind nicht nur Lurchis Großtaten bei »den Wilden« und den »Kannibalen« getilgt worden, Lurchi wurde ab den siebziger Jahren auch vom tollkühnen Hasardeur zum humanistischen, ökologisch gestimmten Müllaufsammler. Die zuvor nackten tierischen Protagonisten wurden nun eingekleidet. Ein vorkommendes »Ne-



Katis riesengroße Reise: Kati ist es irre langweilig. »Alle sind doof.« Papa hantiert in der Küche, und »Mama liest schon wieder«. Klar, daß dieses Kind abhauen will aus diesem öden, intellektualisierten und genderaffizierten Haushalt. Zum Glück gibt's ein Happy-End: »Da bist du ja«, ruft Mama fröhlich. »Papa hat dein Lieblingsessen gekocht!« (Pixi 1374, 2005)

das noch bevor, vielleicht. Wir lesen ihnen *Conni* natürlich harmlos und ohne Unterton vor.

Die Illustratorin Eva Wenzel-Bürger hat nicht nur die *Conni*-Bücher, sondern auch die *Pixi*-Figur gezeichnet, die seit über dreißig Jahren das Logo der Reihe darstellt. Seit 1954 sind in Deutschland über 300 Millionen Exemplare verkauft worden. Bisher sind rund 2000 verschiedene Titel erschienen. Jede Auflage beträgt mindestens 120000 Stück. Der Preis für ein *Pixi*-Buch betrug anfänglich 0,50 DM, heute kostet ein Büchlein 0,99 €.

Es gab und gibt vielfältige Konkurrenten in diesem Segment. Den alten *Pixis* können sie kaum das Wasser reichen – obgleich einige *Pe-*

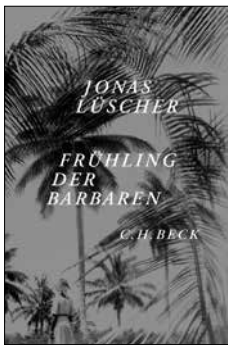
gerlein« wurde zum »Schornsteinfegerlein« umgedichtet. Männlich ist es seltsamerweise geblieben, sämtlichen Kaminkehrerinnen zum Trotze.

Im Buchhandel sind Einzel-*Pixis* nicht bestellbar, sie werden als Kassettenpack – zu acht Stück – ausgeliefert. Unsereins hat zum Aufstokken der eigenen Sammlung gern die bekannten Gebrauchtwarenhandlungen bemüht. Einen umfassenden, gutsortierten Verkaufskatalog sämtlicher *Pixis* findet man unter www.detlef-heinsohn.de. Längst gibt es auch Sachbuch-*Pixis* fürs Grundschulalter. Wie kontrovers diese Büchlein wahrgenommen werden, kann sich anschauen, wer in die Suchmaschine einmal »pixi rassistisch« eingeben mag. ■

Blut wird fließen

Jonas Lüscher: *Frühling der Barbaren*. *Novelle*, München: C.H. Beck 72014. 125 S., 14,95 €

Der Titel dieses Buchs erschien gleich reizvoll. Die wenngleich günstigen Rezensionen ließen aber abwinken: ein Novellchen über die Krise des Kapitalismus, eine Story für weit offene Türen, für den Hauptstrom also. Wer wäre schon prokapitalistisch, unter Intellektuellen? Man hat dieses Werk eines in Deutschland lebenden Schweizer des Jahrgangs 1976 also mit Verspätung rezipiert. Besser spät als nie: ein hervorragendes Stück Literatur! Preisung heißt der Mann, der dem Ich-Erzähler diese unglaubliche Geschichte erzählt, die mit den gleichen Worten enden wird, mit denen sie beginnt: »Du stellst die falschen Fragen!« entgegnet der Firmenerbe Preisung auf eine Frage, nach deren Stellung die Geschichte erst beginnt. Preisung erweist sich als Herr der alten Schule. Das zeigt sich in seiner Sprache und darin, daß er die Geschäftsführung längst einem kapitalismusfitten, ent-schlußfreudigen Balkandeutschen, Sohn eines bosnischen Buffetkellners, übergeben hat. Die Drossel & Potentiometer Manufaktur wird nun unter dem dynamischeren Namen Prixxing geführt, und zwar sehr erfolgreich. »Paß auf«, sagt Preisung seinem Zuhörer, »ich werde es dir beweisen, und zu diesem Behufe werde ich dir eine Geschichte erzählen.« Was aber beweist diese Geschichte, die in diesem Rahmen berichtet wird? Preisung jedenfalls war in Tunesien. Dort kontaktierte er konkurrierende Zulieferbetriebe. Der Chef der einen Firma kam jäh ums Leben,



der andere schickte seine geschäftstüchtige Tochter vor. Saida betreute ein Touristenressort in einer Wüstenoase. Hier herrschten ein Komfort und eine Dekadenz, wie sie ein Christian Kracht nicht hätte besser ausmalen können. Preisung geriet in eine Hochzeitsgesellschaft aus Londoner Börsenmaklern. Junge Leute, die mit Millionen hantierten, als seien es Spielkarten, schlank, durchtrainiert, mit samtener Haut. Das Fest war ein großes, lusternes Spiel ohne Rücksicht auf Verluste. Es sollte ausufeln. Noch während der Hochzeits-spiele passierte etwas, das jeder der Anwesenden vorausgeahnt, aber niemand für wahr genommen hatte: Das britische Pfund kollabierte. Über Nacht waren die Papiermillionäre zu Schuldnern geworden. Sämtliche Kreditkarten sind gesperrt. Der dünne Firnis der Zivilisation bricht jäh zusammen.

Jonas Lüscher hat seiner dichten, bildergefluteten Novelle ein Zitat des kommunistischen Geschichtsphilosophen Franz Borkenau vorangestellt, der sich an Spengler abgearbeitet hatte: »Barbarei« sei »nicht kulturelle Primitivität, kein Zurückdrehen der Uhr«.

Sie sei ein »Zustand, in der Werte der Hochkultur vorhanden sind, aber ohne die gesellschaftliche und moralische Kohärenz, die eine Vorbedingung für das rationale Funktionieren einer Kultur ist. ... Unbestreitbar kann dieser Weg durch einen Zusammenbruch des politischen und wirtschaftlichen Lebens, durch Jahrhunderte spiritueller und materieller Verarmung und durch schreckliche Leiden führen. Unsere eigene Art von Zivilisation mag nicht ungebrochen überleben – doch wir können sicher sein, daß ihre Früchte in irgendeiner Form überleben werden. Es gibt keine historische Grundlage für eine *tabula rasa* als Endresul-

tat.« Es wird Blut fließen. Blüten müssen sie alle. Und doch wird es weitergehen, was sonst? Was für ein großartiges Debüt!

Eroberungsvorteil Nazienkel

Per Leo: *Flut und Boden*. *Roman einer Familie*, Stuttgart: Klett-Cotta 2014. 348 S., 21,95 €

Per Leos literarisches Debüt stand auf der Auswahlliste für den Preis der Leipziger Buchmesse. Das Buch mit dem kalauernden Titel erfuhr freundliche, gar hymnische Besprechungen. Ins Portfolio seines Verlags paßt es hervorragend: Klett-Cotta hat mit Sabine Bodes Büchern über Kriegskinder und -enkel (*Sezession* 31/2009) langlebige Verkaufsschlager im Programm. Leos Buch will man kaum Roman nennen, es ist ein (auto)biographischer Lang-Essay. Dem Autor, Jahrgang 1972, wurde von seinem Vater »ein Stapel altersschwaches Durchschlagpapier« geschenkt. Es sind Notizen seines Großonkels Martin. Der Vater vermutete zu Recht, daß das Material den Sohn interessieren würde. Der ist Historiker wie sein Urgroßvater Heinrich (siehe S. 32 dieser *Sezession!*), er hat sich mit einer Arbeit über »Weltanschauungskultur, charakterologisches Denken und Judenfeindschaft 1890–1940« promoviert. Warum dieses Studium? »Grundlagenvertiefung für Nazienkel«, analysiert Leo seine Motivation. Als Angelfigur nennt er Professor Ulrich Herbert. Der habe mit »männlicher Strenge unser kirchentagsmäßiges Bild vom Holocaust, das eine Schlüsselstellung in unserem Gefühlsleben eingenommen hatte«, reformiert. Herbert erschloß seinen Studenten die Lebenswelt der Konservativen Revolution, den »Ethos des Endlich-machenstatt-Laberns«, der Bürgersöhne zu Nazis gemacht habe. »Wir wollten Herbert gefallen, so wie die jungen SS-Offiziere Werner Best und die jun-

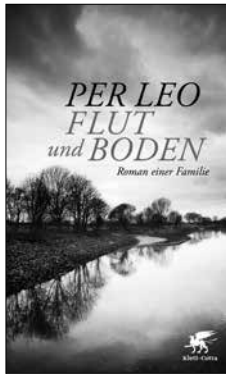
gen Bests Ernst Jünger gefallen wollten.«

Martin, den der Großneffe kaum kannte, erweist sich als einzelgängerischer Goetheaner, anthroposophisch angehaucht. Sein jüngerer Bruder Friedrich, Pers Großvater, war Nationalsozialist. Der Enkel verfolgt die Spuren beider Männer. Wie wurden sie zu dem, was sie waren? Friedrich hatte seinen Enkeln stets Butterkuchen spendiert, wenn sie die einsamkeit erreicht hatten. Leo erkennt

verspätet den Grund: Friedrich war amtlich bestellter Rasseprüfer gewesen. Per ist also ein waschechter Nazi-enkel. Was das bedeutet, wird ihm klar, als er wegen depressiver Verstimmungen einen psychologischen Dienst aufsucht. Die Psychodame wischt seine Beschwerden beiseite und bittet den Hilfesuchenden gelangweilt, von seiner familiären Situation zu erzählen. Als er bei »Chef im Rasseamt« ankommt, läßt die Seelenpflegerin den Stift sinken. Sie lauscht beeindruckt, »dankbar«. Und Leo fühlt sich wieder »partytauglich«: »Niemand hätte sich angezogen gefühlt, wenn ich als Erbe Menges dahergekommen wäre. Aber die wohlverpackte Mischung aus alter Familie und blondem SS-Offizier schien ohne Umweg über die Hirnrinde eine kräftige Leitbahn des vegetativen Nervensystems zu elektrisieren. Kategorie rassiger Gentlemanverbrecher oder so. ... Ganze Batterien höherer Töchter hätte man mit dieser Edelnazimasche ins Bett kriegen können.« Ist das so?

Per Leo beschreibt die Werdegänge von Martin und Friedrich nahezu minutiös, er breitet die verschachtelte Familiengeschichte aus. Das ist mitunter langwierig und sprachlich nicht immer schön. Wer will von Schlägen »in die Presse«, von »Schnitzelfürzen« philosophieren hören? Als Zeitkolorit halten Szenen aus der Bundesliga her: ein beliebter, abgeschmackter Retro-Griff, der unwillkürlich auf die Banali-

tät einer bundesrepublikanischen Nachkriegsexistenz verweist. Von Friedrich ist eine »Bekanntnisschrift« überliefert (»Lebe bewußt! Habe Mut zur Wahrheit! Sei hilfsbereit und gerecht!«), die der Enkel als »hirnverbrannten« Soundbrandmarkt. Martin war definitiv der weisere Bruder. Schöne Szenen hält das Buch im hinteren Drittel parat. Dort geht es erstens um eine Reise in die DDR (Martin lebt dort) und um das Nichtgenugkrie-



gen des Autors »vom sogenannten Grau«, das »in Wirklichkeit ein unermesslicher Reichtum an unreinen Farben« war. Die sinnliche Qualität des Unrechtsstaates wird hier maßgeblich erfaßt. Zweitens nähert sich Leo hier auf zwar abwehrende, doch eindrucksvolle Weise seinem ein-

stigen wissenschaftlichen Sujet, der Graphologie Ludwig Klages'. Wie geht es einem Jugendlichen, »der erleben muß, daß der Anblick einer blumigen Mädchenschrift den Zauber eines zweisamen Gesprächs für immer vertreiben kann?« Per Leos skrupulöser Familienroman: teils-teils (Gottfried Benn).

Ich würde nie zugeben, daß ich vor dem Einschlafen bete

Heinz Helle: *Der beruhigende Klang von explodierendem Kerosin*, Berlin: Suhrkamp 2014. 160 S., 18,95 €

Ein Leser, der genug hat von solipsistischen Bewußtseinsströmen verzweifelter, tatenarmer, mittljunger Protagonisten, wird dieses Buch rasch zur Seite legen. Schade wär's! Der Philosoph Heinz Helle, Jahrgang 1978, hat kein erfreuliches, doch bei aller Bedrücktheit geniales Romandebüt vorgelegt. Der namenlose Ich-Erzähler dürfte dem Autor näher bekannt sein, er ist ebenfalls Philosoph, verbringt wie Helle eine Zeit an der New Yorker Universität, er ist noch keine Dreißig. Es ist kurz nach

2006, damals saß er während der WM auf einer Ampel und schrie »Deutschland«. »Ich schreie es ein klein wenig leiser, als ich könnte, weil ich weiß, sie steht irgendwo da unten, und sie schaut zu mir herauf und denkt, jetzt sitzt er auf einer Ampel und schreit Deutschland.«

Sie: das ist seine Liebe, an deren Zerfall uns Helle teilhaben läßt. Das Wir ist zerbrochen, nun gibt es nur noch ein armseliges Ich, und auch das zerbröselte. Wo war der Knackpunkt? Vielleicht bei seinem »feierlichen Schwur, ihr zur Seite zu stehen, wie immer sie sich entscheide, wir stehen das durch, wir ziehen gemeinsam ein Kind groß oder holen ein Kind aus ihrem Körper heraus und werfen es weg, ganz wie du willst, mein Schatz«. Letzteres geschieht, sachlich und pragmatisch. Sie spielen »Nintendo, drei Tage lang, ab und zu drückt sie auf Pause und steht auf, um ein wenig totes, organisches Material in die Toilette laufen zu lassen.« Er beobachtet sich selbst, seine Bewegungen, seine Gedanken, seine Gefühle, im Sekundenstil. Ich! Wer denn? Was maßt dieses Ich sich laufend an? »Ich versuche, nicht zu bemerken, daß der Fahrer eine andere Hautfarbe hat als ich, versuche, mein Portemonnaie nicht so schnell wie möglich wegzustecken, nur weil der Fahrer eine andere Hautfarbe hat als ich.« Er, das zerstobene Ich, stellt sich vor, den schrill schreienden Jungen im Café, »den ich innerlich als Schwuchtel beschimpfte«, zu schlagen, er stellt sich die Wirkung des Schlags in Zeitlupe vor, er stellt sich vor, den Hahn zu spannen mit dem Lauf an seinem eigenem Jochbein, den Abzug zu drücken. Doch er tut es nicht. Er denkt nur. Er hat nicht genug Mut, zuviel oder zuwenig »Trauer Wut Haß Langeweile ...«, nur die weichen Begriffe, die sich aneinanderreiben wie eine Menschenmenge, die nur deshalb nicht in Panik gerät, weil sie weiß, es gibt keinen Ausgang.« Helles kleiner Roman ist irrsinnig gut.

Ellen Kositzka

Fühle lokal, denke national

Roger Scruton: *Grüne Philosophie. Ein konservativer Denkansatz*, München: Diederichs 2013. 444 S., 26,99 €

Was sich mit dem Beiwort »grün« schmückt, erweckt zunächst den Verdacht, dieses Lieblingswort der Zivilgesellschaft solle die eigentlichen Ziele verbrämen: linke Politik, flächendeckende Emanzipation, Gleichheitsideologien. Man kann in Deutschland kein Buch mit dem Titel *Grüne Philosophie* veröffentlichen und darauf setzen, daß der Leser sich die Mühe macht, den Unterschied zum gemeinhin »Grünen« zu entdecken. Im Deutschen gibt deshalb zu Recht der Untertitel an, wohin die Reise geht: »Ein konservativer Denkansatz«. Beim englischen Original ist das nicht nötig: Roger Scruton ist dort als einer der profiliertesten konservativen Philosophen bekannt. In Deutschland hat sich das bislang nur in einschlägig interessierten Kreisen herumgesprochen.

Das vorliegende Werk ändert das hoffentlich, denn es handelt sich nicht nur um ökophilosophische Erwägungen, sondern um einen großen Wurf. Scrutons Buch ist eine fulminante Verteidigungsschrift des richtigen Lebens (unter starker Bezugnahme auf die deutsche Philosophie, insbesondere auf Hegel) und gleichzeitig eine Abrechnung mit Gesinnungsethik und modernen Heilsversprechen.

Scruton geht davon aus, daß konservatives Denken und Naturschutz »von Natur aus« zusammengehören: »Umweltschützer und Konservative führen denselben Kampf.« Dabei geht es ihm weniger um das Argument, daß in einer Gesellschaft, die eine freie Wirtschaft mit garantierten Eigentumsrechten hat, weniger Energie verbraucht wird als im Staatssozialismus. Entscheidend sei, daß die soziale Ökologie gewahrt werde, denn auch das soziale Kapital gehöre zu den schutzbedürftigen Ressourcen. Dem widerspre-

che auch nicht, daß alles Leben (und damit auch die Gesellschaft) im Tod ende: »Der Konservatismus ist die Politik des Aufschubs, dessen Zweck darin liegt, Gesundheit und Leben eines sozialen Organismus so lange als möglich zu gewährleisten.«

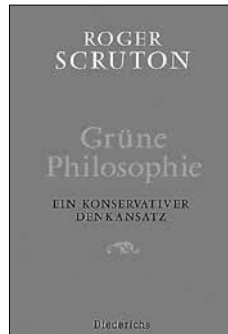
Dabei geht es Scruton nicht um die Ausschaltung des Risikos, sondern um eine Folgenabschätzung für unsere Entscheidungen. Das sei ein übliches Verfahren, an dem sich nur Bürokraten nicht orientierten, weil es ihnen nicht darum gehe, eine gute Lösung zu finden, sondern das Problem als gelöst zu bezeichnen. Es sei gute ökologische Tradition, den konservativen Ansatz an sich selbst zu erproben. Denn der Hinweis, daß es nur die Konzerne seien, die ihre Kosten auslagerten, falle auf uns zurück: Wir hielten es nämlich nicht anders, sondern folgten zunächst egoistischen Motiven und müßten deshalb dafür sorgen, daß etwas Hemmendes uns bremst. Scruton schlägt Burkes »Erbprinzip« und de Maistres »Frömmigkeit« vor. Die Motivation, Umweltschutz überhaupt zu praktizieren, sei »das Land selbst – Objekt einer Liebe, die ihren stärksten politischen Ausdruck im Nationalstaat gefunden hat«. Der Slogan einer konservativen Umweltschutzbewegung sollte lauten: »Fühle lokal, denke national.«

Scruton führt entsprechende Einwände gegen übernationale Strukturen, Organisationen und andere Gebilde ins Feld. Diese müßten am Anspruch des konservativen Umweltschutzes scheitern, weil ihnen der Bezug zu einem konkreten Land fehle. Dagegen habe die Oikophilie, die Liebe zum eigenen Haushalt, was Scruton auch mit dem deutschen Wort »Heimatgefühl« umschreibt, alle notwendigen Voraussetzungen. Das folge nicht aus einer Nutzenerwägung, sondern aus der zweckfreien Liebe zur Schön-

heit der Heimat. Die damit verbundenen Implikationen sind radikal gegen den herrschenden Multikulturalismus gerichtet: Dieser sei nur für Intellektuelle unter ihresgleichen unproblematisch, die Gesetzgebung habe sich aber nach der Mehrheit der Bürger zu richten, die durchaus zwischen zugehörig und nichtzugehörig unterscheidet. Einwanderung müsse daher kontrolliert werden.

Scruton geht von einer Politik aus, die Konflikte schlichten will. Damit einher geht Scrutons konservativer Grundgedanke, daß es kein geschichtliches Endziel gebe – für jegliche Form des Alarmismus und der Panikmache dagegen schon, und das heble das konservative Prinzip aus. Dies sei nur in Notlagen, beispielsweise einem Krieg, gerechtfertigt, aber eben nicht bei einer »erfundenen Notlage«. Der Klimawandel und die Reaktionen, die er ausgelöst hat, werden von Scruton als ein Beispiel für diesen Alarmismus angeführt. Die eingeleiteten Maßnahmen seien Panikhandlungen ohne Nutzenabwägung. Scruton scheut sich nicht, seine Position als rechts zu bezeichnen, und weist alle, die meinen, diese Begriffe hätten sich erledigt, in die Schranken. Denn links und rechts »beschreiben keine Theorien oder Ziele, sondern Identitäten, die sich in der Struktur kollektiver Entscheidungen niederschlagen«. Das gelte selbst dann, wenn man diese Zuschreibungen für Idealtypen halte, die im Leben nie in Reinform vorkämen. Und so finden sich auch bei Scruton Anleihen aus dem libertären Gedankengut, insbesondere dann, wenn er den Umweltschutz beim Bürger, beim »kleinen Haufen« (Burke) besser aufgehoben sieht als beim Staat. – Damit gehört dieses Buch in die Hände all jener, die sich für die deutsche Nation verantwortlich fühlen.

Erik Lehnert

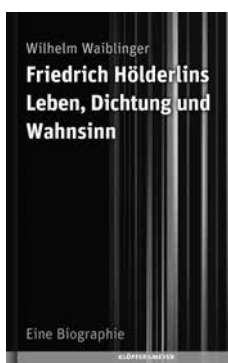


Der Riß im Innern

Wilhelm Waiblinger:
*Friedrich Hölderlins Leben,
Dichtung und Wahnsinn.
Eine Biographie*, Tübingen:
Klopfer & Meyer 2014.
80 S., 14 €

Als Wilhelm Waiblinger ein Jahr vor seinem Tod – er verstarb 1830 in Rom – seine knappe Schrift über *Friedrich Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn* abschloß, konnte er nicht wissen, daß sein Name nur dieser Notizen wegen nicht vollständig in Vergessenheit geraten würde. Denn das, was dieses ebenso eifrige wie selbstbewußte Jungenie an eigener Dichtung zu Papier gebracht hatte, stiftete für sich genommen keinen Nachruhm.

Waiblinger wurde 1804 in Heilbronn geboren und studierte ab 1820 am Tübinger Stift Theologie und Philosophie. Von dort aus besuchte er erstmals und dann »ununterbrochen viele Jahre lang« den in seinem Turm für verrückt erklärten Dichter Friedrich Hölderlin. Waiblinger unternahm Spaziergänge mit diesem »wunderbaren schwermütigen Freund« und schrieb – mittlerweile in Rom wohnend – eine biographische Skizze nieder, die als Nachricht erster Hand über Hölderlins Jahre im Wahnsinn gilt. Das Vorwort von Monique Cantré ist verzichtbar. Waiblingers »philosophische Zergliederung von Hölderlins Innern« hingegen ist bis heute von Bedeutung, weil sie den Grund für die Verwirrtheit des Dichters in einer Überforderung durch die Vieldeutigkeit der Phänomene und Gedanken sucht. Hölderlin habe es »an Halt und Klarheit« gemangelt, und wenn er eine simple Behauptung aufgestellt habe, so sei ihm sofort das Gegenteil auch plausibel gewesen, und »statt einem Faden, der das Vielfache verknüpfen sollte, gehen ihrer so viele durcheinan-



der«. Dies ist nichts anderes als die Kapitulation der Entscheidung vor der Komplexität der Verhältnisse, und überaus klug beobachtete Waiblinger, daß Hölderlin alles Neue per se als das Bedrängende ansprach und in einer Balance sich nur halten konnte, indem er immer wieder auf das Bewährte, Bekannte, Nicht-Neue zurückgriff.

Man muß nicht enden wie Hölderlin – aber es reicht schon, mit den Phänomenen nicht fertig zu werden, immer neu anzusetzen und schließlich in Sprachlosigkeit zu verfallen, um als Wirrkopf zu gelten. Dabei sucht man vielleicht nur nicht in den gängigen Schubladen.

Götz Kubitschek

Speerspitzen der Intelligenz

Volkmar Weiss: *Wird Israel überleben? Die Juden und ihr Staat*, München: Arnshaugk 2013. 102 S., 8,50 €

Der sächsische Genetiker und Bevölkerungswissenschaftler Volkmar Weiss wird wissen, daß seine Bücher gern in der zweiten Reihe der Hausbibliothek verstaut werden. Weiss, der bis zu seiner Pensionierung die Deutsche Zentralstelle für Genealogie leitete, arbeitet mit einer akademischen Nüchternheit, die beinhaltet, daß er das Anliegen historisch bedingter Scheuklappen für unwissenschaftlich hält. Auf seinem Terrain – der Intelligenzforschung – ist das nicht ohne. Weiss ist einer der Autoren, die gelesen und goutiert, aber ungern zitiert werden. Intelligenz gilt heute als Konstrukt oder als Symptom sozialer Machbarkeit. Wer – wie Weiss – hingegen auf Vererbungslehren rekurriert, wird unter der Theke verhandelt. Weiss' Mammutwerk *Die IQ-Falle* (2000) war eines jener Bücher, die intensiv wahrgenommen, aber nur verschämt öffentlich rezipiert wurden. Vielleicht hat dieses Wissen

um die eigene Geltung dazu geführt, daß Weiss wenig Wert auf den äußeren Rahmen seines aktuellen Buchs legte. Motto: Wer Inhalt sucht, wird ihn finden, einerlei ob Umschlag, Satz und sonstige Form zu wünschen übrig lassen. Weiss' Schrift liefert auf hundert Seiten (mit neunzig Literaturverweisen!) einen Auszug aus seinem Buch *Die Intelligenz und ihre Feinde* (2012). Dem Büchlein ist erstens ein Nachwort beigegeben worden, das die anderen Kapitel des Großwerks zusammenfaßt, und zweitens wird eine Fragestellung formuliert, die den Inhalt bündeln soll: 2012 sei die Übersetzung von Gershom Gorenbergs *The Unmaking of Israel* erschienen, verkaufsträchtig *Israel schafft sich ab* titelnd. Weiss führt an, daß in den geistigen Bewegungen der vergangenen 170 Jahre Juden stets einen großen Teil der Avantgarde stellten. Speziell die zionistische Utopie nennt er ein »Schwungrad der Geschichte«. Das soll als Lektion dem Büchlein den Dreh geben: Von den Juden lernen! Obwohl diese Klammer sich unter der Lektüre als notdürftig erweist, ist dieses Bändchen eminent lesenswert, und sei es als Zitat- und Zahlensammlung. Wer hätte gewußt, daß der Zionist Ben Elieser 1936 Hitlers Rassewahn »nicht nur von der negativen Seite« sehen wollte? »Er hat den Vorzug, eine Geißel Gottes zu sein. Der Stock, mit dem er uns schlägt, hat den Abgrund verjagt, der uns zu verschlingen drohte. Wir wußten ja bis Hitler nicht, wie weit das Gift der Assimilation in unseren Volkskörper eingedrungen ist.« Weiss zeichnet nach, wie Juden über Jahrhunderte hinweg durch verfeinerte Auslesemechanismen eine gruppenbezogene und überaus erfolgreiche Familien- und Bildungspolitik betrieben. Die Heiratswerber im Shtetl notierten nicht nur Namen und Alter der Heiratsfähigen, sondern auch die Anzahl der Gelehrten unter den Verwandten der Eheanwärter. Während der globalen Aufschwungsphase von 1800 bis

1930 hatten sich aschkenasische und sephardische Juden von zweieinhalb auf fast 16 Millionen Menschen vermehrt, ein weltweit einzigartiges Wachstum. Weiss vollzieht die Ausbreitung des Volks nach und erläutert die Unterschiede zwischen Sephardim und Aschkenasim. Letztere Gruppe, mit vormaligem Hauptsiedlungsgebiet entlang des Rheins, wuchs von 20000 im Hochmittelalter auf heute über 8,5 Millionen an. Vor hundert Jahren lebte die Hälfte der deutschen Juden in Berlin (vor allem in den als wohlhabend geltenden Stadtteilen Charlottenburg und Wilmersdorf); sie zahlten im Durchschnitt 357 Mark Einkommenssteuer, Protestanten 133, Katholiken 111 Mark. In Harvard waren damals 22 Prozent der Studenten Juden, an der Columbia-Universität/New York gar 40 Prozent, in Polen waren 1929 40 Prozent der Hochschulabsolventen jüdisch, in der Sowjetunion waren die Quoten ähnlich. Während IQ und Pisa-Ergebnisse israelischer Probanden durchschnittlich sind, weichen die Werte bei europäischen und US-amerikanischen Juden beträchtlich ab. Unter weißen nichtjüdischen Bevölkerungen erweisen sich annähernd fünf Prozent als hochintelligent und 27 Prozent von mittlerer Intelligenz. Unter Juden hingegen finden sich bei standardisierten Tests 35 Prozent Hoch- und 59 Prozent durchschnittlich Intelligente. Nein, Weiss geht der Rede vom »Judengen« nicht auf den Leim – der Autor ist Wissenschaftler durch und durch. Der Erfolgsreichtum der Juden geriet ihnen zum Fallstrick. Weiss' Theorie vom Elitenwechsel geht von einer Sättigungsgrenze an Intelligenz in Führungspositionen aus. Wo ein »Überschuß« an Hochbegabten heranwache, komme es ubiquitär zu Spannungen, die sich oft grausam entladen. Diese dienen dazu, die innerartliche Varianz zu begrenzen.



Man möge diesen »Mechanismus zur Bewahrung des Mittelmaßes« dumm und barbarisch finden. Doch seien wir, die Leser, mit höherer Wahrscheinlichkeit Nachkommen der Denunzianten und nicht der verbrannten Hexen.

Ellen Kositzka

Keine Morgenröte der Weltrevolution

Alain Badiou: *Das Erwachen der Geschichte*, Wien: Passagen 2013. 135 S., 17,50 €

Das Erwachen der Geschichte ist ein hübscher Titel, der französische, *Le réveil de l'Histoire*, ist allerdings assoziationsreicher, denn »réveil« bedeutet genau genommen »Wiedererwachen«. Dann ginge es also um die Rückkehr der Geschichte, und das Wort kann auch auf das militärische »Wecken«, mithin den »Weckruf«, bezogen werden. Von solchen Erwägungen abgesehen, ist die Lektüre des Büchleins von Badiou wenig ertragreich. Das hängt auch damit zusammen, daß es schon 2011 veröffentlicht wurde. Der Verfasser ist ein aus Marokko stammender Philosoph, Romancier und Mathematiker, der in der französischen Linken einen Namen hat. Vor einigen Jahren hatte der einstige Kopf der Maoisten den Zorn einflußreicher Intellektueller auf sich gezogen, weil er behauptet hatte, einige

Juden – eine »Israel-Lobby« – würden heute aus ihrem Opferstatus, einer Art umgekehrten Ursünde, Profit ziehen. Badiou glaubt nun, daß die »Arabellion« und die »riots« in Großbritannien so etwas wie der Beginn einer globalen Umstürzbewegung seien. Da irrt er, wie schon

Karl Marx irrte, als er glaubte, daß die Pariser Commune die Morgenröte der Weltrevolution bedeute, und wie Marx täuscht sich Badiou außerdem in bezug auf die denkbaren Träger der großen Veränderung und die Vorstellung,

daß es um »Volksemanzipation« und Kommunismus – er zieht »Bewegungskommunismus« vor – gehen werde, wenn die Dinge in Gang kommen. Daß es nichts war mit Fukuyamas These vom »Ende der Geschichte« und der allgemeinen Anerkennung von westlicher Demokratie und Kapitalismus, ist im übrigen bekannt, so daß es dazu keines weiteren Buches bedurft hätte.

Karlheinz Weißmann

Schieder scheidet die Geister

Christoph Nonn: *Theodor Schieder. Ein bürgerlicher Historiker im 20. Jahrhundert* (= *Schriften des Bundesarchivs* 73), Düsseldorf: Droste Verlag 2013. 454 S., 48 €

Eigentlich ist Theodor Schieder längst demontiert. In den fünfziger und sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts war der bürgerlich-konservative Historiker einer der Einflußreichsten seiner Zunft. Seit Mitte der sechziger Jahre, und besonders nach seinem Tod 1984, wurde allerdings immer stärkere Kritik an Schieders Verhalten vor 1945 laut. Der berühmte Frankfurter Historikertag 1998, der sich mit den deutschen »Historikern im Nationalsozialismus« befaßte, legte die Schieder-Deutung für die Zukunft definitiv fest: Schieder sei nicht bloß harmloser Mitläufer gewesen, sondern dezidiertes Anhänger des NS-Regimes. Diskutiert wurde lediglich, ob Schieder nach 1945 einen politischen »Lernprozeß« (Hans-Ulrich Wehler) durchlaufen oder durch systematisches Beschweigen und das Anknüpfen an alte Netzwerke seine Machtposition erreicht und erweitert habe. Nun ist eine Schieder-Biographie erschienen, die das linke Historikerkartell offenbar auf dem falschen Fuß erwischt hat. Autor ist Christoph Nonn, Professor an der Universität Düsseldorf, und alles andere als ein »Rechter«. Ihm wird, besonders prominent von Peter Schöttler, einem der »Pioniere« (Christoph Nonn über Peter Schöttler) der historisch-histo-

riographischen »Vergangenheitsbewältigung«, der Vorwurf der Verharmlosung gemacht. Schieders »rechtsradikale« Positionierung vor 1933, seine Parteinahme für den Nationalsozialismus nach 1933 und seine konservative Positionierung nach 1945 samt der Weigerung, Reue zu zeigen, zeugen von einer durchgängigen und traurigen Kontinuität. Nonn spiele die Bedeutung der nationalsozialistischen Ideologie für Schieder systematisch herunter, äußere sich despektierlich über die Achtundsechziger und gehe wegen seiner fehlenden Bereitschaft zur Quellenkritik Schiederschen Legenden auf den Leim.

Wer angesichts dieser Vorwürfe das inkriminierte Buch selbst zur Hand nimmt, ist erstaunt, wie wenig man offenbar tun muß, um den Zorn der altvorderen Vergangenheitsbewältiger auf sich zu laden. Nonn läßt keinerlei Zweifel an seiner Abscheu gegenüber dem NS-Regime, benennt deutlich Schieders sukzessive, bis zur »Identifikation« mit dem Nationalsozialismus reichende Annäherung, weist auf die nicht erfolgte »Aufarbeitung« nach 1945 hin und nennt die von Schieder und vielen seiner Kollegen gezogene Parallele zwischen 1968 und 1933 überzogen. Im Unterschied zu früheren Arbeiten über Historiker im und nach dem Nationalsozialismus geriert Nonn sich aber nicht als Staatsanwalt und Ankläger, sondern versteht sich als Historiker, der vergangenes Verhalten verstehen und plausibel machen will. Er urteilt daher nicht – oder nur ausnahmsweise – moralisch, sondern legt die real existierenden Handlungsspielräume eines 1908 geborenen Historikers frei, der sich als junger Erwachsener nach 1933 entscheiden mußte, ob er akademisch Karriere machen wollte oder nicht. Nonn gelingt dabei auch die Widerlegung gän-

ziger Fehldeutungen wie etwa der Behauptung, Schieder sei 1947 nur aufgrund irgendwelcher Altnazinetzwerke auf seinen Kölner Lehrstuhl gelangt.

Entscheidend dürfte sein, daß Nonn vehement darauf besteht, daß zwischen Konservatismus und Nationalsozialismus nicht nur graduelle, sondern fundamentale Unterschiede bestehen. Diesen einfachen Sachverhalt zur Sprache gebracht zu haben erklärt die

Aufregung über das Buch hinreichend. Wenn sich Nonns Arbeitsweise in der Historikerschaft allgemein durchsetzen würde, wäre der Wissenschaftlichkeit des Faches ein großer Dienst erwiesen.

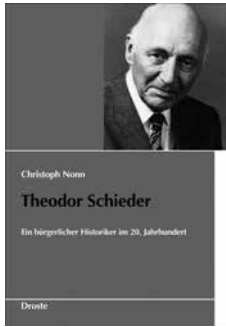
Martin Grundweg

»Sollten Sie vergessen haben, was die Musik für die Deutschen immer bedeutet hat?«

Klaus Kanzog: *Offene Wunden. Wilhelm Furtwängler und Thomas Mann*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2014. 117 S., 19,80 €

Es ist nichts gesagt gegen die Wissenschaftlichkeit dieser Arbeit, wenn man urteilt: Sie liest sich spannend wie ein Roman. Besser: wie eine Novelle. Die »unerhörte Begebenheit« findet ihren Platz bereits im zweiten der sechzehn kurzen Kapitel. Am 25. Mai 1947 stand Wilhelm Furtwängler zum erstenmal nach dem Krieg wieder am Pult der Berliner Philharmoniker. Sein letztes Konzert im Januar 1945 war durch eine zweistündige Stromsperre unterbrochen worden, ein prophetisches Symbol! Die US-amerikanischen Militärbehörden hatten ein Auftrittsverbot gegen Furtwängler verhängt. Der Meisterdirigent mußte sich einem Entnazifizierungsverfahren stellen. Er hatte eine lange Verteidigungsschrift verfaßt, die zu Fragen der inneren Emigration Stellung bezog: »Ich hätte emigrieren können. Ich wäre als Märtyrer

gefeiert worden, ich hätte bessere Lebensumstände haben können. ... Warum bin ich in Deutschland geblieben? ... Die Kunst zeugt von der Nation, von der sie entstammt, und zwar von deren ewigem Wesen, nicht von deren Tagespolitik.« Furtwänglers vehementes Eintreten für Paul Hindemith und zahlreiche Tagebucheinträge Goebbels' bezeugen den Dauerzwist zwischen dem Künstler und den Machthabern. Dann also der 25. Mai 1947, ein reines Beethoven-Programm. Die Fünfte, die »Schicksalsymphonie« war von den Nationalsozialisten »arg strapaziert« (Kanzog) worden. Nun bringt Furtwängler sie erneut. Das Publikum ist international, und es tobt vor Begeisterung. Der Schlußapplaus währt fünfzehn Minuten und ruft den Dirigenten sechzehnmal aufs Podium. Das mißfällt zwei Emigranten, die aus Pacific Palisades, Kalifornien, mit kalter Wut reagieren: Erika Mann und ihrem Vater Thomas. Erika ätzte, daß Musik hier mißbraucht worden sei »for the purpose of staging an political demonstration«. Sie rügte aufs schärfste, das bislang kein »great anti-Facist conductor« aufs Pult gebeten wurde. Thomas Mann hatte zu jener Zeit Anläufe unternommen, in der jüdischen Wochenzeitung *Aufbau* auf Furtwänglers Verteidigungsschrift zu reagieren. Die hinterlassenen Fragmente zeigen ein jähes Schwanken zwischen Entgegenkommen und kalter Verachtung. Im Sommer 1947 unternahm Furtwängler zwei briefliche Versuche, mit Thomas Mann über »deutsche Fragen« zu sprechen. Mann mag nicht. Er mißbilligt die Berliner »Demonstration« und wisse im übrigen besser über »die Zustände in Deutschland« bescheid »als die drinnen Sitzengebliebenen«, beschied er Furtwängler. Kanzog legt die verfahrenere Gemengelage zur Stunde Null kenntnisreich dar. Die Erschütterung beim Lesen ist nicht intendiert, sie stellt sich ohne wertende Hilfestellungen des Autors, eines emeritierten Philologen, ein. Bisher unbekannt war die erstaunli-



che biographische Datenlage der Entnazifizierungskommission, die den Fall Furtwängler schleppend bearbeitete. Die zuständigen Behörden verteidigten das auch öffentlich kritisierte Gremium: »Der Ausschuss ist natürlich einseitig in dem Sinne, daß er ein antifaschistischer Ausschuss ist«. 45 Seiten widmet Kanzog den Quellen. 1951 wohnten die Manns während der Salzburger Festspiele zufällig als einzige Gäste im gleichen Haus wie die Furtwänglers. Man grüßte sich nicht.

Christian Marshall

Mehr Europa?

Barbara Rosenkranz: *Wie das Projekt EU Europa zerstört: Eine überzeugte Europäerin rechnet ab ...*, Graz: Ares 2014. 143 S., 14,95 €

Seit Beginn der Euro-Krise ist eine größere Zahl von euroskeptischen Studien erschienen, zudem mehr und mehr Abhandlungen, die den sich abzeichnenden Brüsseler Superstaat aufs Korn nehmen. Auswahlweise ist auf die Schriften von Henryk M. Broder, Hans Magnus Enzensberger und Karl Albrecht Schachtschneider hinzuweisen. Die ehemalige österreichische Bundespräsidentenkandidatin und FPÖ-Europaabgeordnete, Barbara Rosenkranz, fügt diese Publikationen eine weitere kritische hinzu. Sie ist eine politische Praktikerin, die nicht zuletzt ihre persönlichen Erfahrungen in der vorliegenden, im Essay-Ton gehaltenen Veröffentlichung verarbeitet. Folgerichtig finden sich etliche Ausflüge in die Politik- wie Kulturgeschichte: Die Lucretia-Überlieferung wird ebenso in Erinnerung gerufen wie der Prometheus-Mythos und die Zeitenwende der Französischen Revolution. Von den frühen Europapolitikern werden Jean Monnet, ein Vertreter des Zentralismus, und Charles de Gaulle herausgestellt. Die Erörterungen über die noch andauernde Krise Europas bringen als naheliegenderes Ergebnis, daß die europäische

Unifizierung politischen Erwägungen geschuldet ist. Besonders begrüßenswert: daß die Verfasserin den Widerspruch zwischen »mehr Europa« und »mehr Demokratie« deutlich betont. Andere Standpunkte bleiben mitunter vage. Was hält die Verfasserin, die ja zum antiklerikalen Flügel der FPÖ gerechnet wird, vom christlichen Abendland?

Immerhin verteidigt sie den italienischen Politiker und Gelehrten Rocco Buttiglione, der sich für rechtliche Toleranz gegenüber Homosexuellen ausgesprochen hat, ohne moralische Vorbehalte aufzugeben.

In ihrem Schlußplädoyer sieht die Autorin den inneren Frieden wie auch fundamentale Freiheitsrechte durch die reale EU bedroht. Hätte sie ihr Buch etwas später auf den Markt gebracht, wäre es sinnvoll gewesen, den Gesinnungsterror zu brandmarken, der sich infolge des von der Mehrheit des EU-Parlaments angenommenen Berichts der österreichischen Abgeordneten Ulrike Lunacek zur Privilegierung von sexuellen Minderheiten wohl verbreiten wird. Die Zukunft Europas ist eher düster. Die Möglichkeiten, dem entgegenzuwirken, sind gering – auch für Rosenkranz.

Felix Dirsch

Amorphe Regellosigkeit

Rüdiger Voigt (Hrsg.): *Ausnahmestand. Carl Schmitts Lehre von der kommissarischen Diktatur (= Staatsverständnisse, Bd. 57)*, Baden-Baden: Nomos 2013. 265 S., 29 €

»Souverän ist, wer über den Ausnahmestand entscheidet.« Nur wenige Sätze der deutschen Staatsrechtslehre haben mehr Empörung hervorgerufen als diese Aussage des Verfassungsjuristen Carl Schmitt. Sie impliziert eine »amorphe Regellosigkeit« (Reinhard Mehring) im sozialen und staatlichen Gefüge.

Der Ausnahmestand ist somit quasi als abwesender anwesend. Er ist im Normalzustand des politischen Lebens mitgedacht und entfaltet auch dann, wenn er nicht eintritt, Wirkung.

Schon diese wenigen Hinweise mögen die Vielfalt der Thematik andeuten. Rüdiger Voigts Sammelband ver-

mag eine Schneise in ein großes Dickicht zu schlagen. Im ersten Teil der Studie widmen sich drei Autoren der ideengeschichtlichen Perspektive. Bekanntlich hat Schmitt sich in seinem Werk auf die frühneuzeitlichen Theoretiker des Politischen (Machiavelli, Bodin und Hobbes)

berufen, die sich aufgrund der unsicheren Verhältnisse ihrer Zeit mit der möglichen Suspendierung des Regulären auseinandersetzen mußten. Der Hauptteil beschäftigt sich mit den verschiedenen Aspekten des Ausnahmestandes bei Schmitt (und seinem Schüler Ernst-Wolfgang Böckenförde). Der Plettenberger Meister differenzierte bekanntlich zwischen einer kommissarischen Diktatur, die eine Notlage beheben soll, und einer souverän-permanenten. Auf Reinhard Mehrings Beitrag über Schmitts Leben im Ausnahmestand, der die staatsrechtliche Thematik bis hin zur Belletristik sowie zum Mythos übersteigt, ist besonders zu verweisen. Freilich vergißt der Sammelband nicht, die dramatisch zu nennende Aktualität zu analysieren, die symbolische Orte des Schreckens wie Guantánamo hinreichend verdeutlichen. Nicht zufällig hat ein europaweit vielgelesener Gelehrter wie Giorgio Agamben alte Fragen vor neuem Hintergrund wieder gestellt. Die letzte Passage des Bandes erörtert globale und regionale Ausnahmestände. Hier sind Jochen Kleinschmidts Beobachtungen über den mexikanischen Drogenkrieg hervorzuheben. Als Resümee ist festzustellen, daß es Voigt gelungen



ist, der von ihm herausgegebenen Reihe *Staatsverständnisse* eine neue, wegweisende Darstellung hinzuzufügen.

Felix Dirsch

Welche Toleranz?

Christoph Schefold: *Das Regime verkehrter Toleranz. Untersuchungen zu John Rawls, Rainer Forst und aktuellen Fragen* (= *Beiträge zur Politischen Wissenschaft*, Bd. 177), Berlin: Duncker & Humblot, 2013. 641 S., 68,90 €

John Rawls gilt als der weltweit bedeutendste Politiktheoretiker des 20. Jahrhunderts. Seine Theorie der Gerechtigkeit versucht, den westlichen Verfassungsstaaten eine sie fundierende Philosophie zu entwerfen. Sein ebenfalls wirkmächtiges Buch *Politischer Liberalismus* will einen »überlappenden Konsens« konzipieren. Er stellt eine Art Schnittmenge demokratisch akzeptabler, vernünftiger – im Sinne öffentlich begründbarer Meinungen – Überzeugungen dar. Die Quintessenz von Rawls' Erörterungen besteht darin, die Vernünftigkeit anstelle der Wahrheit treten zu lassen sowie auf dem Vorrang des Rechts vor dem Guten, etwa der religiösen Präferenz, zu bestehen. Dieses methodische Vorgehen ruft Vertreter der klassischen Lehre des »Guten, Wahren und Schönen« auf den Plan, die auf die Bedeutung substantiell-»vorstaatlicher« Rechtsgedanken insistieren. Zu den Protagonisten dieser Richtung gehört der Philosoph Christoph Schefold, der anhand nicht immer leicht nachvollziehbarer, nichtsdestotrotz faszinierender Gedankengänge die Schwächen solcher Formen »verkehrter Toleranz« herausarbeitet. Unter den vielen Einwänden sei lediglich Schefolds Kritik der Leichtfertigkeit genannt, mit der Rawls unter Bezugnahme auf das Gleichheitsprinzip das »Recht auf Abtreibung« verteidigt. Schefold zeigt im Vergleich mit klassischen Autoren wie Nikolaus von Kues und Jacques Maritain, daß diese nicht un-

bedingt dem modernen Denker, für den der demokratische Verfassungsstaat das Nonplus-ultra darstellt, unterlegen sein müssen.

Ausführlich werden das »Forum der Vernunft« des Rechtsphilosophen Ilmar Tammelo, eine Art Institution der Weisheit, die zur Findung maßgeblicher Gerechtigkeitsvorstellungen beitragen soll, vorgestellt, ebenso das Rawlsche Forum der Öffentlichkeit und Rainer Forsts »Raum der Gründe«.

Mit dem Habermas-Schüler Forst, der durch eine vielgelesene Studie über Toleranz bekannt geworden ist, setzt sich Schefold gründlich auseinander. Im Gegensatz zu Forsts eher negativer Sichtweise dessen, was toleriert werden muß, differenziert der Verfasser zwischen einer kritischen, nachsichtigen und solidarischen Toleranz.

Es scheint wegen der nahezu erschöpfenden Wissensfülle geboten, den potentiellen Leser darauf hinzuweisen, daß er die Abhandlung nur mit größerem Gewinn rezipiert, wenn er gewisse Vorkenntnisse mitbringt. Der Qualität der Arbeit tut ein solches Warnschild keinen Abbruch.

Felix Dirsch

Früh reif und kühn

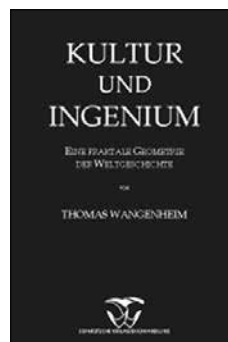
Thomas Wangenheim: *Kultur und Ingenium. Eine fraktale Geometrie der Weltgeschichte*, Waltersdorf: Schmidtsche Verlagsbuchhandlung 2013. 522 S., 35 €

Dieses Buch ist mit dem Furor geistiger Eingebung geschrieben. Das enorme Selbstbewußtsein, das daraus resultiert, mag zunächst ebenso befremden wie die in Aufbau und Duktus geradezu aufdringliche Parallele zu Oswald Spenglers Hauptwerk: »Ich lege mit dieser Schrift das Ergebnis eines siebenjährigen Ringens vor.« Oder: »In diesem Buch offenbart sich zum

erstenmal der Entschluß der Zeit, ihre Richtung umzukehren.« Man darf sich von solch vollmundigen Sätzen nicht abschrecken lassen. Das Vorhaben des Autors ist im höchsten Maße ambitioniert und schon deshalb bemerkenswert. Was wie ein Erweckungsruf daher kommt, braucht tatsächlich den Vergleich mit dem *Untergang des Abendlandes* nicht zu scheuen! Darin liegt das Imposante, aber zugleich auch die Schwäche des Textes: Er ist in jeder Hinsicht dermaßen aus der Zeit gefallen, daß er kaum Leser finden dürfte, die ausdauernd und belastbar genug sind, sich die 520 Seiten

kurios-eigenwilliger Kulturgeschichtsbeachtung zur Gänze zuzumuten. Wer die Kraft jedoch aufbringt und den beschwerlichen Gang durch ein Dickicht ungewöhnlicher Deutungsperspektiven nicht scheut, wird reichlich be-

lohnt; er bekommt überraschende Sichtweisen und Zusammenhänge der Weltgeschichte präsentiert, die auch den Kenner staunen lassen. Man merkt, hier hat sich jemand wirklich Gedanken gemacht! So könnte man meinen, daß es sich bei dem Autor um einen 66jährigen Professor des 19. Jahrhunderts aus Berlin, Wien oder Princeton handelt, statt um einen 33jährigen Privatgelehrten aus Jena. Zwar sind Wangenheims Thesen nicht immer leicht nachvollziehbar, manche sogar abwegig, aber dennoch reizvoll: so die Aufhebung des Prinzips linear verlaufender Zeit zugunsten ewiger Abwechslung zweier Daseins-Formen, die streng zyklisch einander ablösen. »Ich nenne also das der Tat, dem Handeln, dem Gesetz, dem Leben und der Arbeit Zugehörige Kultur, dasjenige aber, das Schauen, Denken, Glauben, Zufall und Ahnen meint, Ingenium.« Aus der von Wangenheim postulierten Gesetzmäßigkeit folgt, daß keiner der beiden Zustände jemals vergehen könne, es also



keinen Verfall gebe, sondern nur ewigen Wechsel ebendieser beiden Prinzipien. Doch ist hier nicht das Was entscheidend, sondern das Wie. Über das Was ließe sich trefflich streiten, aber im Wie beweist der Autor seine enorme geistige Regsamkeit und polyhistorische Bildung. – So haben wir es hier nicht nur mit einer gewagten Geschichtsphilosophie, sondern auch mit einem Ausdruck genialischer Selbstdarstellung zu tun, mit einem höchst ambivalenten und anachronistischen Spiel aus Überschuß an Begabung und Kenntnissen; kühn bis zum Hochmut – aber voll verwegener Gedanken.

Frank Lisson

So blaß, liebste Mutter!

Akif Pirinçci: *Deutschland von Sinnen. Der irre Kult um Frauen, Homosexuelle und Zuwanderer*, Waltrop/Leipzig: Lichtschlag bei Edition Sonderwege 2014. 276 S., 17,80 €

Wer könnte sich über dieses Buch täuschen? Keiner, der je ein Stück Pirinçci gelesen hat, das in nichtliterarischer Absicht verfaßt wurde. Und selbst derjenige, der nur den Romanautor Pirinçci (*Felidae* und andere) kennt, sollte beim Titel des vorliegenden Buchs ahnen, was ihn erwartet. Pirinçci mangelt es weder an Wortgewalt noch an Selbstbewußtsein. Der Mann, der über drei Millionen Bücher verkauft hat, die in Dutzende Sprachen übersetzt und zum Teil verfilmt wurden, hatte prophezeit, daß auch sein erstes Sachbuch bombenmäßig einschlagen würde. Und voilà: Es belegte Wochen vor Erscheinen die vordersten Plätze der Netzbuchhandlungen. Es ist natürlich kein schönes Buch, es ist eine zornbebende Suada, ein Erguß. Es überschreitet an ungezählten Stellen die Grenzen des guten Geschmacks, allerdings, und das ist mehr, als man ahnen durfte, nur selten jene der menschlichen Vernunft. Natürlich polarisiert und polemisiert der gebürtige Istanbuler und Wahl-Bonner,

er hält sich nicht mit Fußnoten auf. Aber Pirinçcis Argumentation, so wutschnaubend sie daherkommt, geht in zahlreichen Passagen über den Gestus reiner Provokation hinaus. Unschön darf man die vom Autor vielerorts gewählten Sprachbilder finden, zumal dieser Verballeger meist mit einer argumentativen Engführung einhergeht. Um nur ein einziges Beispiel zu zitieren: Ein Kapitel, das den öffentlichen Rundfunk (»Kommunistenkamera«) brandmarkt, titelt: »Mit dem A...loch sieht man besser«. Pirinçci schreibt seine kopolralischen und anderen obszönen Kraftwörter freilich aus. Der Mann kennt keine Scham. Man staunt hingegen über sein offenbar vorhandenes Differenzierungsvermögen. Pirinçci nennt sich zwar »Islamhasser«, macht aber deutlich, daß nur eine Minderheit der hier lebenden Moslems für ihn hassenswert ist; er feuert gegen die Homo-Pressuregroups (»die mächtigste Lobby gleich nach dem Beamtenbund«), schränkt aber ein, daß er keineswegs für eine Verfolgung von Schwulen eintreten würde: Eine Gesellschaft ohne »Paradiesvögel, Abgründige und Exzesive« wäre »stinklangweilig«. Die (halb)staatlichen Instanzen hätten nur vergessen, daß Heterosexualität das »Starterset der Menschheit« sei; daher predigten sie die Überhöhung des »anormalen Sex« und drohten: »Wehe, du findest die Figuren in dieser Geisterbahn nicht normal!« Ziemlich hübsch lesen sich die ersten Kapitel, wohingegen später der fahrig runtergeschriebene Geifer Überhand gewinnt (Kapitel VI: »Der deutsche Intellektuelle und wie er die Welt sah – bevor er eine Eisenstange auf den Kopf bekam«). Das Buch beginnt als poetische Hymne. Pirinçci meint das ganz unironisch. »Deutschland, o du goldenes Elysium! Du kraftvoller Stier! Du bist die Macht, die ganz Europa trägt! ... Und

so nenne auch ich, meine Hübsche, dich »Mutter«, auch wenn ich nur dein Adoptivsohn bin. Du hast es mich nicht spüren lassen. Keine Sekunde lang!« Als der Autor 1969 mit seinen bettelarmen Eltern nach Deutschland kam, leuchtete dieses Land – noch. Bald ging es abwärts: »Aber was ist los, Deutschland, liebste Mutter? Du bist so bleich, du blutest



ja! Man hat sich an dir vergangen, sagst du?« In der gutgeölten Integrationsmaschinerie dieses Landes redet man nicht mehr von »Integration«, sondern von »Teilhabe« und »Inklusion«, man spricht nicht von »Heimat«, sondern von »Herkunft«, dies

sei ein von der »Multikulti-Front« erfundener Manipulationsbegriff, um Migranten »gleich anonymen Paketsendungen aus den Tiefen des Alls gebeamt erscheinen zu lassen.« Solche terminologischen Schautänze dienten dazu, dieses Land, geschwächt durch den Selbsthaß seiner Bürger auf die eigene Volkszugehörigkeit, zur Beute einer kranken Geisteshaltung zu machen. In Kapitel III (»Angst ist eine Entscheidung«) benennt Pirinçci die deutsche Angst (»das größte Hosensch...volk auf Erden«) als schwerestwiegendes Hemmnis eines Volkes, das vor dem Rauchverbot sittsam kusche, aber Abtreibung (aus Angst vor Verantwortung!) als zivilisatorischen Fortschritt preise. Pirinçci ist gut im Zürnen und Wüten, doch er hält auch Ratschläge parat. Etwa, wie der Staat (als Lieferant sozialer Hängematten) abzumagern wäre. Was sonst geschehen müßte: »Einer müßte aufstehen und ein paar Selbstverständlichkeiten aussprechen!« Pirinçci tut es, andere haben es bereits getan.

Da stehen sie also, die Selbstverständlichkeitsaussprecher. Sie ernten Applaus, auch pekuniären Ruhm. Ob's was austrägt, drüber hinaus? Es steht wohl nicht in ihrer Macht.

Ellen Kositzka

Institut für Staatspolitik: neue Studie



Ansturm auf Europa. Ist das Grundrecht auf Asyl noch zeitgemäß?

44 S., brosch., 5 €

Schätzungen zufolge befinden sich derzeit 18 Millionen Afrikaner auf der Flucht, meist Richtung Norden. Deutschland garantiert allen politisch Verfolgten Asyl und droht daher mit dem Ansturm komplett überfordert zu werden. Damit erweist sich dieses Grundrecht in unserer heutigen mobilen Gesellschaft als völlig untauglich und ist ein Einfallstor für größte soziale Konflikte. Wer hat Interesse an dieser Zuspitzung? Welche Konsequenzen folgen daraus? Die neue Studie des IfS beurteilt die Lage und zeigt notwendige Konsequenzen auf.

INSTITUT FÜR STAATSPOLITIK

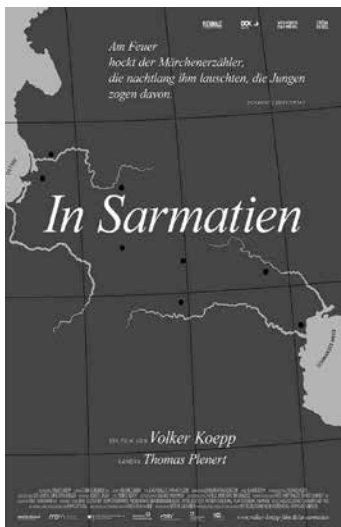
Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra

Tel/Fax 034632-90941 · e-Post institut@staatspolitik.de

www.staatspolitik.de

In Sarmatien

Sarmatien? Wo wäre das? Die alten Griechen und Römer nannten die Region östlich der Weichsel und westlich der Wolga, die von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer reichte, Sarmatien. Hier befindet sich das einst sorgfältig vermessene geographische Zentrum Europas. Der Filmemacher Volker Koepp, 1944 in Stettin geboren, widmet sich seit Jahrzehnten den Landschaften und Bewohnern Mitteleuropas. Wer einige seiner Dutzenden Filme (Uckermark, Kurische Nehrung) kennt, weiß, was bei *In Sarmatien*



den Zuschauer erwartet: Gesichter, Weiten, Rückblicke, Ausblicke. Romantisierend, verbrämend: nein. Traumverlorene Melancholie, gepackt in höchst realistische Bilder und Sequenzen: das wohl. Der Osten, das ist die Mitte! Koepp läßt seine Kamera schweifen über Landstriche in der Ukraine, in Litauen, Weißrußland und der Republik Moldau. Hier ist einer mit Leidenschaft am Werk, und die überträgt sich. Jetzt im (Programm)Kino.

Verbotene Filme

»Das verdrängte Erbe des Nazi-Kinos« lautet der skandalisierende Untertitel von Felix Moellers gerade angelaufenem Dokumentarstreifen. Zwischen 1933 und 1945 wurden im Dritten Reich rund 1200 Filme produziert, zum kleineren Teil waren es Propagandafilme. Nach dem Krieg wurden 300 dieser Werke von den Alliierten verboten, heute sind noch 40 Filme zensiert. *Jud Süß* (1940, Veit Harlan), *Hitlerjunge Quex* (1933, Hans Steinhoff) und *Der ewige Jude* (1940, Fritz Hippler) dürfen in Deutschland nur in Verbindung mit wissenschaftlichen Einführungen öffentlich gezeigt werden. Moeller stellt in seinem Dokumentarfilm die verbotenen Filme vor. Er interessiert sich für ihre Wirkung sowohl auf das deutsche Publikum (befragt werden Aussteiger aus der »rechten Szene«) als auch auf Zuschauer in Ländern, gegen die sich die

Propaganda gerichtet hat, namentlich in Frankreich und Israel. Einige plädieren weiterhin für scharfe Zensur, andere für Freigabe. Letzteres auch deshalb, weil die inkriminierten Filme im Internet ohnehin auffindbar seien.

250 Jahre mit Gentz

Die politische Ordnung Europas, die 1914 nach 100 Jahren zerbrach, gilt meist als Projekt Metternichs. Der unermüdlich arbeitende Mann im Hintergrund, der von allen Parteien akzeptierte Sekretär des Wiener Kongresses, wurde im Schatten des großen Fürsten lange vergessen. Friedrich Gentz, einer der einflußreichsten Konservativen der letzten 300 Jahre, dürfte so viele Widersprüche in seiner Person vereint haben wie kaum eine andere Persönlichkeit seiner Zeit. Er, der preußische, nüchtern denkende Beamte aus gutem Hause, war zeit seines Lebens ein wüster Frauenheld (seine letzte Liebe über 50 Jahre jünger als er) und Ehebrecher. Selbst seine Freunde beschrieben den jungen Gentz als eitel, er war vergnügungssüchtig und verschwenderisch, weshalb er schließlich als Bankrotteur vor seinen Gläubigern fliehen mußte. Ausgerechnet dieser Mann war aber zugleich einer der Erfinder eines realistischen, erfahrungsgesättigten und streng unideologischen Staatsdenkens, ein Praktiker der Macht, der im Erhalt eines Gleichgewichtes der Großmächte die einzige Möglichkeit sah, dauerhaft den Frieden in Europa zu bewahren. Vom Anhänger der Revolution wandelte er sich zu einem einflußreichen Gegner; vom kessen Liberalen, der Freiheiten im Sinne des bürgerlich-nationalen Aufbruches einforderte, wurde er zum berüchtigten und verhaßten Wortführer der Reaktion. Als Übersetzer von Burkes *Reflections on the Revolution in France* popularisierte er dessen Schrift, verschärfte sie zugleich im Ton und machte sie zum restaurativen Grundlagenwerk.

Vor 250 Jahren, am 2. Mai 1764, wurde Gentz geboren. Seine wichtigsten eigenen Schriften versammelt seit wenigen Jahren ein von Hans Jörg Hennecke sorgfältig edierter und mit einem äußerst lesenswerten Nachwort versehener Band (*Revolution und Gleichgewicht*, Waltrop: Edition Sonderwege bei Manuscriptum 2010).

20 Jahre ohne Don Nicolás

Am 17. Mai 2014 jährt sich zum zwanzigsten Male der Tag, an dem Nicolás Gómez Dávila starb. Der geniale Aphoristiker, der seine komplexen Texte so lange umschrieb, verknappte und präzisierte, bis nur mehr einzelne Sätze von berückender Klarheit verblieben, erlebte nach seinem Tod eine allmähliche, in den letzten Jahren zunehmende Öffentlichkeit. Neben deutschen Übersetzungen seines Werkes (um die sich in erster Linie der Karolinger Verlag in Wien verdient gemacht hat) existiert inzwischen sogar

ein Reclam-Heft mit Gedanken des Kolumbianers. Das Cervantes-Institut zu Berlin (und damit der spanische Staat) hielt 2007 einen Kongreß zu seinen Ehren ab. Dies alles ist um so bemerkenswerter, als dessen Denken, eingewurzelt in der Geisteswelt des alten Europas, in eine Kompromißlose und misanthropische Ablehnung der Moderne als solcher mündet, die der durchschnittliche Buchkonsument schwer erträglich finden dürfte. Des Meisters Setzungen und Schlüsse, selbstherrlich und ohne Rechtfertigungsbedürfnis dargereicht, erschließen sich entweder gleich – vielleicht lebensverändernd – oder nie. Wer sich für einen ersten Einstieg nicht an die 600 Seiten starken *Scholien zu einem unbegriffenen Text* (dt. 2006) heranwagt, der lese die 500 Seiten kürzeren *Aufzeichnungen des Besiegten* (dt. 1994, mit einem Nachwort von Martin Mosebach). Lektüre, die ganze Regale voller papierener Irrtümer ersetzen kann.

Hört uns!

Vom Lyriker, Romanautor und Komponisten Hans Baumann, der vor hundert Jahren am 22. April in Amberg geboren wurde, ist eine klägliche Kontroverse überliefert. Sie betrifft sein 1933 von einem katholischen Verlag verlegtes Lied »Es zittern die morschen Knochen«, das später zum Lied der Deutschen Arbeitsfront wer-



den sollte. Hieß es »Wir werden weitermarschieren / bis alles zusammenfällt. / denn heute gehört uns Deutschland / und morgen die ganze Welt«, oder sollte bloß auch dann weitermarschiert werden, wenn alles zusammenfällt und uns Deutschland »hört«? Zwei Drittel der zwischen 1933 und 1945 kursierenden Gesangbücher (auch die der HJ) weisen die »Hört uns«-Version auf, und Baumann selbst hat 1936 seinem furiosen Lied noch eine vierte Strophe (ebenfalls in den HJ-Pflichtbüchern publiziert) angefügt: »Sie wollen das Lied nicht begreifen, / sie denken an Knechtschaft und Krieg, / derweil unsre Äcker reifen – / du Fahne der Freiheit, flieg!« Hans Baumann war als Neunzehnjähriger der NSDAP beigetreten, er arbeitete als Lehrer und war in der Reichsjugendführung tätig. 1939 bis 1945 diente er als Kompanieführer an der Ostfront. Baumann dichtete zahlreiche Lieder, die bis heute – die »morschen Knochen« allerdings sind verboten – gesungen werden, etwa »Es geht eine helle Flöte«

und »Hohe Nacht der klaren Sterne«. Nach seiner Kriegsgefangenschaft in der Champagne übersetzte Baumann russische Lyrik und wurde ein Kinder- und Jugendbuchschriftsteller mit hohen Auflagen. Zu nennen wären *Der Sohn des Columbus* (1951), *Steppensöhne. Vom Sieg über Dschingis-Khan* (1954) und *Ich zog mit Hannibal* (1959). »Mittlere« Helden stehen im Fokus, erzählt wird aus Erlebnisperspektiven, eine Auseinandersetzung mit Eroberungs- und Unterwerfungsplänen, mit Führern und Verführten kommt zum Tragen. 1959 wurde Baumanns Drama *Im Zeichen der Fische* mit dem Gerhart-Hauptmann-Preis ausgezeichnet. Er hatte es unter Pseudonym eingereicht. Die zwölf Juroren bescheinigten dem Stück, es trete »für Menschenwürde, soziale Gerechtigkeit und die Idee der Freiheit ein«. Nach Bekanntwerden der wahren Autorschaft wurde Baumann der Preis aberkannt. Marcel Reich-Ranicki befand, die Juroren müßten »Nazis oder Analphabeten sein«. 1967 nahm Ingeborg Bachmann ihren Abschied vom Verlag Piper, weil dort von Baumann aus dem Russischen übersetzte Lyrik erscheinen sollte. 1988 starb Baumann in Murnau.

Im Bild: WK I

Angeblieh war es Nibelungentreue, die das preußische Deutsche Reich und die österreichische Doppelmonarchie im Ersten Weltkrieg gemeinsame Sache machen ließen. Wenn man darunter eine Treue versteht, die bis in den Tod gilt, so hat diese Bezeichnung seine Berechtigung. Beide Staaten wurden nach der Niederlage eines guten Teils ihres Landes, ihrer Krone und ihres Selbstbestimmungsrechts beraubt. Wenn man darunter versteht, sehenden Auges gemeinsam in den Untergang zu gehen, wird das weder den Kriegsursachen noch dem Verlauf gerecht. Der Beitrag Österreichs zum Weltkrieg wird aus norddeutscher Perspektive oftmals vernachlässigt und nur thematisiert, wenn es darum geht, daß Österreich, eben mit jener Nibelungentreue der Deutschen rechnend, die Situation auf dem Balkan eskalieren ließ. Abgesehen davon, daß dies nicht den Tatsachen entspricht, haben auch die Österreicher vier Jahre lang Krieg geführt. Dafür, daß dieser Anteil am Kampf der Mittelmächte im allgemeinen Erinnerungstrubel zur Geltung kommt, sorgt das neue Buch von Guntram Schulze-Wegner, *Der Erste Weltkrieg im Bild* (263 S., 29,90 €), das im Ares-Verlag erschienen ist. Dieser wirklich reichbebilderte Band widmet sich allen wesentlichen Aspekten des Krieges: dem Verlauf, den Fronten, den Elementen und der technischen Kriegsführung. Neben Photos, Gemälden und Dokumenten ragen insbesondere einige Graphiken heraus, die beispielsweise die vier Phasen eines Sturmangriffs (eigentlich eine ziemlich unübersichtliche Angelegenheit) visualisieren. Die Karte mit dem Verlauf der Fronten am 8. November 1918 macht anschaulich, daß der Krieg nicht im Südosten (die nibelungentreuen Russen und Serben waren geschlagen), sondern im Westen entschieden wurde.



Mag auch alles so verhängt und dunkel sein, daß wir nicht in die Zukunft zu blicken vermögen, das Eine ist mir sicher: Deutschland kann nicht untergehen. Und ich gründe diesen Glauben nicht wie die Prahler auf die Überzeugung von unserer Vollkommenheit und unseren Leistungen, sondern gerade aus dem Bewußtsein, daß wir uns noch nicht erfüllt haben, erwächst mir diese Gewißheit. Das Deutschland, das wir im Herzen tragen, ist noch nicht Gestalt, noch nicht Form geworden. Vielleicht haben wir in der Musik uns schon ausgesungen; in Bild- und Bauwerk, in Dichtung und vor allem in der Gestaltung des Lebens genügten wir unserer Bestimmung noch nicht. Die Aufgabe, die uns geworden, ist schwer, schwerer als die anderer Völker, weil wir vielfacher und vielspältiger sind. Wohl ist in Goethe als Mensch und Künstler der Reichtum, die Fülle, das Innige und Tiefe zu reinem Gebild geworden, aber immer ist es der Einzelne, der aus dem Chaos, aus dem Ungeformten sich selbst Stil und Form schaffen muß. Hölderlins Sehnsucht bleibt noch heute unerfüllt:

»Schöpferischer, o wann,
Genius unsres Volks,
Wann erscheinst du ganz,
Seele des Vaterlands.«

Otto Braun (1897–1918) in einem Brief vom 2. August 1914. Am selben Tag meldet sich der 17jährige als Kriegsfreiwilliger.